



VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VDG)
ul. Słowackiego 10, 45-364 Opole – Tel./Fax: + 48 (0) 77 453 85 07
– Tel. +48 (0) 77 454 78 78 – www.vdg.pl – E-Mail: vdg@vdg.pl, biuro@vdg.pl

■■■■■■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **vdg**



JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2025



JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2025

Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

■■■■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **v dg**



Monika Taubitz

Die Oder

Oder, mein Strom!
Du durchflutest meine Räume,
alle Flüsse und Seen,
die mir Ankerplatz boten.

Den Landschaften meines Lebens
gibst du lebendiges Grün,
spiegelst den Himmel
meiner Tage und Nächte,

trägst alte Schrecken
auf deinen Wellen davon
ins Meer der Erinnerung.

Deine Ufer habe ich
wiedergewonnen,
bewohnbar gemacht.

Dort winken die Lebenden
und die Toten mir zu,
Oder, mein Strom!

Monika Taubitz, seit 1965 bis heute in Meersburg am Bodensee wohnend, war im aktiven Berufsleben Lehrerin und immer auch schon Schriftstellerin. Ihre Herkunftsheimat ist Niederschlesien, geboren 1937 in Breslau, aufgewachsen in den Kreisen Strehlen und Glatz, teilte sie nach dem Zweiten Weltkrieg das Schicksal des Heimatverlusts mit Millionen anderen. Das Gedicht „Die Oder“ ist dem 2006 erschienenen zweisprachigen Lyrikband „Ein Land gab mir sein Wort / Ten kraj dał mi słowo swoje“ entnommen.

Liebe Leserinnen und Leser,

die Veröffentlichung des Jahrbuchs der Deutschen in Polen bereitet immer viel Freude. Dies ist eine ideale Gelegenheit, einen Rückblick auf das vergangene Jahr zu machen und die wichtigsten Ereignisse und Erfolge, aber auch Sorgen und Herausforderungen, die sich in der Gemeinschaft der deutschen Minderheit ergeben haben, zusammenzufassen. Diese Veröffentlichung dient sowohl der Dokumentation der Geschichte als auch der Lebendigkeit der Volksgruppe.



Das Jahr 2024 war eine sehr arbeits- und ereignisreiche Zeit. Zu den wichtigsten Erfolgen können wir die Rückkehr von drei Stunden des Deutschunterrichts als Minderheitensprache pro Woche an polnischen Schulen ab dem 1. September 2024 zählen. Im Jahr 2022 begann die Diskriminierung, die die Zahl der Unterrichtsstunden stark reduziert hat. Während dieser zwei Jahre haben sich Vertreter der deutschen Minderheit für die Änderung dieser Entscheidung eingesetzt, um zur Normalität zurückzukehren. Die Hoffnung haben die Wahlen in Polen Ende des Jahres 2023 gebracht. Die mit der neuen Regierung geführten konstruktiven Gespräche haben zu einer deutlichen Verbesserung der Situation geführt. Im Ergebnis wird Deutsch als Minderheitensprache wieder drei Stunden wöchentlich unterrichtet, womit die zweijährige Diskriminierung von rund 60.000 Kindern der deutschen Minderheit beendet wird. Trotz der Wiedereinführung der drei Stunden in den Schulen werden die Folgen der früheren Verordnung noch sehr lange zu spüren sein. Der Lehrermangel an vielen Schulen ist ein ernstes Problem, da einige Lehrer das Fach wechseln mussten.

Bemerkenswert sind immer auch die Initiativen, die von Organisationen der deutschen Minderheit unternommen werden. Zu den regelmäßigen Maßnahmen gehören Samstagskurse und Deutsch AG sowie Kleinprojekte, die im Rahmen der Begegnungsstättenarbeit durchge-

führt sind. Ihre Umsetzung leistet einen wertvollen Beitrag zur Förderung der deutschen Sprache und Kultur sowie zur Integration innerhalb der Gemeinschaft. Neben diesen Projekten wird auch ein großer Wert auf das Gedenken an die Vergangenheit gelegt. Verschiedene Gedenkfeiern, die vom VdG und anderen Organisationen der deutschen Minderheit organisiert werden, sensibilisieren das Bewusstsein für die historischen Erfahrungen der Volksgruppe.

Viele Regionen Polens haben in diesem Jahr mit schweren Überschwemmungen zu kämpfen, die erhebliche Schäden verursacht haben. Dieses Ereignis ist den Organisationen der deutschen Minderheit nicht gleichgültig gewesen. Wo Hilfe benötigt wurde, haben die Organisationen Unterstützung geleistet, indem sie Spenden gesammelt und benötigte Produkte gekauft haben. Es hat auch nicht an Freiwilligen gefehlt, die sich in die überschwemmten Gebiete begeben haben, um vor Ort zu helfen und den Menschen beizustehen.

Neben diesen harten Zeiten gab es im Jahr 2024 besondere Jubiläen. Wir haben die langjährige Partnerschaft zwischen dem VdG und dem Landesverband Thüringen des Bundes der Vertriebenen gefeiert. Die seit 30 Jahren gepflegte Zusammenarbeit hat uns wichtige Unterstützung im Bereich der Bildung gebracht. Grund zum Feiern hatten auch der Verein Pro Liberis Silesiae und der Schul- und Kindergartenkomplex in Raschau in der Gemeinde Tarnau, die seit 15 Jahren die Schülerinnen und Schüler in ihrer Bildungsentwicklung fördern. Auch der Verein Schlesischer Landfrauen in Walzen hat sein rundes Jubiläum begangen, währenddessen seine Mitgliederinnen auf eine beeindruckende 30-jährige Tätigkeit zurückblicken konnten.

Es sind 15 Jahre vergangen, seit die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen in Kraft getreten ist. Die Charta ist unter anderem für die Aktivitäten der deutschen Minderheit in Polen und Europa von großer Bedeutung, da sie angemessene Garantien und konkrete Leitlinien für den Schutz und die Entwicklung der Minderheitensprache bietet. Es ist auch 20 Jahre her, seit Polen der Europäischen Union beigetreten ist, was gerade für die DMi sehr wichtig gewesen ist, denn seitdem bilden wir eine Europäische Familie mit der Bundesrepublik Deutschland und anderen Ländern.

Im Jahr 2025 stehen uns weitere Jubiläen bevor, u. a. der 80. Jahrestag der Tragödie des Jahres 1945. Dieses Ereignis, das die meisten von uns unter dem Begriff „Tragödie der Deutschen in Osten“ kennen, erinnert an Morde, Vergewaltigungen, Raubüberfälle, Verhaftungen, Vertreibungen, Inhaftierungen in Arbeitslagern und Deportationen. Viele Menschen haben ihr Leben verloren und viele mussten mit dieser schmerzlichen Erfahrung weiterleben. Um den Opfern zu gedenken, werden von den Organisationen der deutschen Minderheit das ganze Jahr über verschiedene Veranstaltungen zu diesem Anlass geplant und durchgeführt.

Außerdem wird auch an das 20. Jubiläum des Minderheitengesetzes gedacht. Viele Vereine der deutschen Minderheit werden, in den meisten Fällen, ihr 35. Jubiläum der Gründung feiern.

Es steht also ein ereignisreiches Jahr vor uns. Nicht nur gesellschaftlich und kulturell, aber auch politisch. In Deutschland stehen Bundestagswahlen an, an denen auch in Polen lebende Deutsche teilnehmen können. Die Ergebnisse dieser Wahl werden nicht nur in der Bundesrepublik spürbar sein, aber auch in anderen Ländern Europas, auch in Polen. In Zusammenhang damit stehen uns spannende Monate bevor.

*Rafał Bartek,
Vorsitzender des Verbandes
der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)*

JANUAR

1	Mittwoch	Neujahr
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Samstag	
5	Sonntag	
6	Montag	Heilige Drei Könige
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Samstag	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Samstag	
26	Sonntag	Gedenkfeierlichkeiten in Lamsdorf, Tag der Oberschlesischen Tragödie
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	



Louis Ehlert, Komponist, Musikschriftsteller
 * 23. Januar 1825 in Königsberg
 † 4. Januar 1884 in Wiesbaden
 200. Geburtstag

1	Samstag	
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	Tag der Muttersprache
22	Samstag	Gedenkfeierlichkeiten in Gleiwitz/Laband
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	



Johann Christoph Gottsched

Schriftsteller, Sprachforscher, Philosoph

* 2. Februar 1700 in Juditten/Königsberg

† 12. Dezember 1766 in Leipzig

325. Geburtstag

MÄRZ

1	Samstag	
2	Sonntag	
3	Montag	Rosenmontag
4	Dienstag	
5	Mittwoch	Aschermittwoch
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	Internationaler Frauentag
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	Frühlingsanfang
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	
31	Montag	



Johann Joseph Kausch, Mediziner, Schriftsteller

* 16. September 1751 in Löwenberg

† 10. März 1825 in Liegnitz

200. Todestag

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	Gründonnerstag
18	Freitag	Karfreitag
19	Samstag	Karsamstag
20	Sonntag	Ostersonntag
21	Montag	Ostermontag
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	



Ferdinand Lassalle

Politiker, Mitbegründer der SPD

* 11. April 1825 in Breslau

† 31. August 1864 in Carouge

200. Geburtstag

1	Donnerstag	Tag der Arbeit
2	Freitag	
3	Samstag	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	
11	Sonntag	Muttertag
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	Christi Himmelfahrt
30	Freitag	
31	Samstag	56. VdG-Verbandsratssitzung



Johann von Mikulicz-Radecki

Mediziner

* 16. Mai 1850 in Czernowitz

† 14. Juni 1905 in Breslau

175. Geburtstag

1	Sonntag	Wallfahrt der Minderheiten zum St. Annaberg/Oberschlesien
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Samstag	
8	Sonntag	Pfingstsonntag
9	Montag	Pfingstmontag
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Samstag	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	Fronleichnam
20	Freitag	
21	Samstag	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Samstag	
29	Sonntag	
30	Montag	



Hubert Jedin

Historiker

* 17. Juni 1900 in Groß Briesen O/S

† 16. Juli 1980 in Bonn

125. Geburtstag

JULI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	Gedenkfeierlichkeiten in St. Annaberg/Oberschlesien
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	Wallfahrt der Deutschen nach Wartha/Niederschlesien
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	

**Lovis Corinth**

Maler

* 21. Juli 1858 in Tapiau/Ostpr.

† 17. Juli 1925 in Zandvoort

100. Todestag

1	Freitag	
2	Samstag	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	Wallfahrt der Deutschen nach Albendorf/Niederschlesien
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	Mariä Himmelfahrt
16	Samstag	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	Gedenken an die Opfer von Potulitz
31	Sonntag	



Ernst Wiechert

Schriftsteller

* 18. Mai 1887 in Kleinort, Kr. Sensburg

† 24. August 1950 in Uerikon, Kt. Zürich

75. Todestag

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	Wallfahrt nach Zuckmantel (Maria Hilf)
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	



80 Jahre Flucht und Vertreibung:

Gedenken zum Tag der Heimat
im September beim zentralen
Mahnmal der Vertriebenen
in Berlin, Foto: BdV

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	Tag der Deutschen Einheit
4	Samstag	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Samstag	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Samstag	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	Reformationstag



Christian Gottlieb Selle

Arzt, Philosoph

* 7. Oktober 1748 in Stettin

† 9. November 1800 in Berlin

225. Todestag

1	Samstag	Allerheiligen
2	Sonntag	Allerseelen
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	Wallfahrt der Deutschen nach Trebnitz/Niederschlesien
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	Martinstag
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	Volkstrauertag
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	Buß- und Bettag
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	Totensonntag
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	1. Advent



Jacob Böhme

Mystiker, Philosoph

* 24. April 1575 in Alt Seidenberg

† 17. November 1624 in Görlitz

450. Geburtstag

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	Barbarafest
5	Freitag	
6	Samstag	Nikolaus
7	Sonntag	2. Advent
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	3. Advent
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	4. Advent
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	Heiligabend
25	Donnerstag	1. Weihnachtstag
26	Freitag	2. Weihnachtstag
27	Samstag	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Mittwoch	Silvester



Paul Löbe

Politiker

* 14. Dezember 1875 in Liegnitz

† 3. August 1967 in Bonn

150. Geburtstag

DEUTSCHE NATIONALHYMNE

Lied der Deutschen – Dritte Strophe

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

(* 2. April 1798 in Fallersleben, † 19. Januar 1874 in Corvey,
Professor für Germanistik in Breslau)

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

EUROPALIED

(Ode an die Freude, gekürzt)

Friedrich Schiller

(* 10. November 1759 in Marbach am Neckar, † 9. Mai 1805 in Weimar)

Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen!

Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!
Was den großen Ring bewohnt, huldige der Sympathie.
Zu den Sternen leitet sie, wo der Unbekannte thronet.

Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder, in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächtigen Plan,
laufet Brüder, eure Bahn, freudig wie ein Held zum Siegen!

Freude sprudelt in Pokalen; in der Traube goldnem Blut
 trinken Sanftmut Kannibalen, die Verzweiflung Heldenmut. –
 Brüder, fliegt von euren Sitzen, wenn der volle Römer kreist;
 lasst den Schaum zum Himmel spritzen: dieses Glas dem guten Geist!
 Den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist,
 dieses Glas dem guten Geist überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schweren Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwornen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen – Brüder, gält's Gut und Blut:
 dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!
 Schließt den heiligen Zirkel dichter! Schwört bei diesem goldnen Wein,
 dem Gelübde treu zu sein, schwört es bei dem Sternenrichter!

MASURENLIED

Friedrich Karl August Dewischeit

(* 5. März 1805 in Königsberg; † 27. August 1884 in Gumbinnen)

Wild flutet der See,
 Drauf schaukelt den Fischer der schwankende Kahn.
 Schaum wälzt er wie Schnee
 Von grausiger Mitte zum Ufer hinan.
 Wild fluten die Wogen auf Vaterlands Seen, wie schön!
 Oh tragt mich auf Spiegeln zu Hügeln, Masovias Seen!
 Masovialand, mein Heimatland, Masovia lebe, mein Vaterland!

Wild brauset der Hain,
 Dort spähet der Schütze des Wildes Spur.
 Kühn dringt er hinein,
 Durchwandelt die Wälder, die Felder, die Flur.
 Ihr schwebenden Wolken gedenket doch mein am Hain,
 Oh führt mich auf Flügeln des Windes zur Heimat ein.
 Der Jugend Hain, der Seen Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

Tal, Hügel und Hain,
 Dort wehen die Lüfte so frei und so kühn.
 Möcht' immer da sein,
 Wo Söhne dem Vaterland kräftig erblüh'n.
 Da ziehen die Wolken durch Nebel grau, oh schau!
 Dort lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau.
 Oh Heimatland, Masovias Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

OSTPREUSSENLIED

Erich Hannighofer

(* 25. Februar 1908 in Königsberg – vermisst 1945)

Land der dunklen Wälder
und kristallinen Seen,
über weite Felder
lichte Wunder gehn.

Starke Bauern schreiten
hinter Pferd und Pflug,
über Ackerbreiten
streicht der Vogelzug.

Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit.
Elche stehn und lauschen
in die Ewigkeit.

Tag ist aufgegangen
über Haß und Moor.
Licht hat angefangen
steigt im Ost empor.

Heimat, wohlgeborgen
zwischen Strand und Strom,
blühe heut und morgen
unterm Friedensdom.

POMMERNLIED

Gustav Adolf Pompe

(* 12. Januar 1831 in Stettin; † 23. Dezember 1889 in Demmin)

Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn,
bringen frohe Kunde Geister ungesehn,
reden von dem Lande meiner Heimat mir,
hellem Meeresstrande, düstern Waldrevier.

Weißer Segel fliegen auf der blauen See,
weiße Möwen wiegen sich in blauer Höh',
blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand;
Pommerland, mein Sehnen ist dir zugewandt!

Aus der Ferne wendet sich zu dir mein Sinn,
 aus der Ferne sendet trauten Gruß er hin;
 traget, laue Winde, meinen Gruß und Sang,
 wehet leis und linde treuer Liebe Klang!

Bist ja doch das eine auf der ganzen Welt,
 bist ja mein, ich deine, treu dir zugesellt;
 kannst ja doch von allen, die ich je gesehn,
 mir allein gefallen, Pommerland, so schön!

Jetzt bin ich im Wandern, bin bald hier, bald dort,
 doch aus allen andern treibt´s mich immer fort:
 Bis in dir ich wieder finde meine Ruh,
 send ich meine Lieder dir, o Heimat, zu!

(um 1850)

SCHLESIERLIED

Johannes Reinelt (Philo vom Walde)

(5. August 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz; † 16. Januar 1906 in Breslau)*

Wer die Welt am Stab durchmessen,
 wenn der Weg in Blüten stand,
 nimmer konnt' er doch vergessen
 glückberauscht sein Heimatland.
 Und wenn tausend Sangesweisen
 nur der Fremde Lob entquillt,
 Einzig will das Land ich preisen,
 dem mein ganzes Sehnen gilt.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Schlesierland, du Länderkrone,
 sei begrüßt viel tausendmal,
 wo auf sagenreichem Throne
 mächtig herrscht Geist Rübezahl.
 Wo im Volke stets auf's neue
 deutscher Freiheit Odem weht,
 wo als Bild von Männertreue
 Kühn der alte Zobten steht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Graue Burgen zaubrisch winken
 Von den Bergen hoch und her, –
 Wo im tiefen Schachte blinken
 Erz und Kohle blank und schwer.
 Weißes Linnen, Stolz der Mädchen,
 bleicht im gold'nen Sonnenschein.
 Lustig schwirren Spill und Rädchen,
 Sang und Sage klingen drein.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Wack're Männer, treu und bieder,
 trotzig wie der Teufelsbart,
 ros'ge Frau'n im bunten Mieder,
 das ist echte Schlesierart.
 Volle Becher fröhlich kreisen
 Von der Heimat Traubenblut,
 Schlesierland, dich will ich preisen,
 bis mein Herz in dir einst ruht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

LIED DER SCHLESIER

*Seit dem späten 19. Jahrhundert verbreitet;
 Dichter und Komponist unbekannt*

Kehr ich einst zur Heimat wieder,
 früh am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht;
 schau ich dann ins Tal hernieder,
 wo vor seiner Tür mein Mädchen steht.

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise:
 Mein Schlesierland, mein Heimatland,
 so von Natur, Natur in stiller Weise
 wir sehn uns wieder, mein Schlesierland,
 wir sehn uns wieder am Oderstrand.

In dem Schatten einer Eiche,
 ja da gab sie mir den Abschiedskuss.
 Schatz, ich kann nicht bei dir bleiben,
 weil, ja weil ich von dir scheiden muss.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise:

Liebes Mädchen, lass das Weinen,
 liebes Mädchen, lass das Weinen sein.
 Wenn die Rosen wieder blühen,
 ja, dann kehr ich wieder bei dir ein.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise:

OBERSCHLESISIEN, MEIN HEIMATLAND

Volkswaise, aufgezeichnet von Franz Thill (Ratibor)

Oberschlesien ist mein liebes Heimatland,
 wo vom Annaberg man schaut ins weite Land;
 wo die Menschen bleiben treu in schwerster Zeit,
 Für dies Land zu leben, bin ich stets bereit.

Wo die Schalen sausen in den Schacht hinein,
 wo der rote Himmel glüht im Feuerschein,
 wo die Häuser grau und hell die Herzen sind;
 dahin geht mein Sehnen, bis ich Ruhe find'.

Wo der Kumpel schaut dem Tod ins Angesicht,
 wo die Mädchen lieblich und die Frauen schlicht,
 wo an dunkler Halde steht mein Vaterhaus;
 da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

Wo der Wind der weiten Wälder Wipfel wiegt,
 wo verträumt und einsam manches Schlösschen liegt,
 wo im Odertale liegt so manches Gut.
 Heimat, liebe Heimat dir gehört mein Blut.

JAHRESTAGE 2025

1025. Jahrestag

Als „**Akt von Gnesen**“ in die Geschichte eingegangen ist das Treffen Kaiser Ottos III. mit Bolesław Chrobry am Grab Adalberts (Wojciech) im Jahr 1000. Das Piastenreich wird dabei erstmals als „Polonia“ bezeichnet und durch den Kaiser, der sich auf den langen Weg nach Gnesen begeben hatte, dessen Zugehörigkeit zum Imperium Romanum (Heiliges Römisches Reich) bekräftigt. Kirchenpolitisch hoch bedeutsam ist dabei die Errichtung des Erzbistums Gnesen mit den neu gegründeten Diözesen Breslau, Kolberg und Krakau. Das junge souveräne Polen gibt sich dann bald mit Bolesław Chrobry Expansionsbestrebungen hin, als es nach dem Tod Ottos III. († 1002) mit in den Nachfolgestreit eintritt und in die Lausitz und die Saale-/Elberegion einmarschiert.

850. Jahrestag

Mit seinen Eltern als junger Mann aus der Heimat vertrieben, hatte der spätere Herzog Bolesław im Westen die Zisterzienser des Klosters Pforta und deren Wirken an der Saale kennengelernt. Nach der Zeit des Exils ruft er 1163 einige der Mönche in das Land an der Oder im Osten. **Kloster Leubus** entwickelt sich zum einflussreichen Ort schlesischer Geschichte und Jahrhunderte später zum noch heute zu bestaunenden gigantischen Ensemble barocker Architektur, direkt am Oderufer. Die von Herzog Bolesław Wysoki (dem Langen) initiierte Stiftungsurkunde allerdings wurde erst 1175, vor 850 Jahren, auf der Gröditzburg (Zamek Grodziec) bei Goldberg unterzeichnet. Tochtergründungen des Leubuser Klosters sind: Mogiła bei Krakau (1222), Heinrichau (1227), Kamenz (1249), Grüssau (1292). Erst die Säkularisation des preußischen Staates bereitete dem klösterlichen Leben in Leubus ein Ende. Von den Töchtern lebt lediglich Mogiła noch in der alten Tradition. Der Orden der Zisterzienser leistete einen entscheidenden Beitrag bei der Etablierung westlicher (deutscher) Kultur in Schlesien.

500. Jahrestag

Der **Vertrag bzw. Friede von Krakau**, unterzeichnet am 8. April 1525, setzt den Schlussstrich unter jahrhundertelange Auseinandersetzungen zwischen Polen und dem Staat des Deutschen Ordens. Mit diesem Vertrag und der zwei Tage darauf folgenden Huldigung Albrechts von Brandenburg-Ansbach vor König Zygmunt auf dem Krakauer Ring wird das bisherige Ordensland polnisches Lehen, regiert von den brandenburgisch-ansbachischen Herzögen. Diesen

Akt hatten besonders die letzten beiden Hochmeister Friedrich von Sachsen und eben Albrecht lange hinauszuzögern gewusst. Albrecht, der letzte aller Hochmeister, wird zum Herzog. Gilt das schon als Epochenwechsel, so findet er erst recht in konfessionsgeschichtlicher Hinsicht statt: Albrecht führt nach engem Kontakt mit Martin Luther die Reformation ein und so kommt es in der Folge der Krakauer Ereignisse auch zur ersten lehnsrechtlichen Beziehung zwischen einem protestantischen und einem katholischen Fürsten. Das 1525 bis 1701 bestehende Herzogtum Preußen mit seiner Hauptstadt Königsberg war das erste lutherische Staatsgebilde überhaupt. König Zygmunt war übrigens Albrechts Onkel mütterlicherseits.

350. Jahrestag

Das Jahr 1675 markiert mit dem Tod des erst 15-jährigen Liegnitz-Brieger Herzogs Georg Wilhelm das Ende der Herrscher-Dynastie der Piasten. Schließlich erlischt mit dem Hinscheiden seiner Schwester Charlotte 1707 in Trebnitz ein stolzes Geschlecht, das seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Geschehnisse in Schlesien bestimmt. Im Nachgang der Festlegungen von Herzog Bolesław Krzywousty (Schiefmund; † 1138) bildet sich der eigene Zweig der schlesischen Piasten heraus, was am Ende im Jahr 1348 zur vollständigen Lösung des Oderlandes aus dem polnischen Staatswesens hin zur böhmischen Krone führt. (Als in Krakau 1370, nach dem Tod von Kazimierz Wielki und damit dem Erlöschen der kujawischen Piastenlinie das Ringen um eine Nachfolge einsetzt, werden die „alten“ Verwandten, die schlesischen Piasten, gar nicht erst geladen.) Von den einst zu Beginn des 14. Jahrhunderts existierenden 17 piastischen Teilfürstentümern in Schlesien starben bald nach und nach die meisten aus oder gerieten anderweitig in Krisen. Die zwei noch zur Zeit Martin Luthers bestehenden Piastelinien wenden sich seiner Reformation zu, Liegnitz 1524, Teschen um 1540. Nach dem Aussterben der kurz zuvor zum Katholizismus zurückgekehrten Teschener Linie im Jahr 1625 blieb nur noch das Herzogtum Liegnitz-Brieg-Wohldau piastisch und zudem das Rückgrat des schlesischen Protestantismus. Bemerkenswert bleibt der bis zum Schluss 1675 in Liegnitz und Brieg gepflegte Stolz auf die gesamte piastische Tradition, häufig begleitet von den Lobliedern namhafter Dichter. Und nach Georg Wilhelms Tod spiegelt die Grablege im Liegnitzer Mausoleum eindrucksvoll die Trauer um ein deutsches schlesisches Herrscher-geschlecht aus polnischer Wurzel wider. Piastisches Leben hat sich aber wohl vor folgendem Hintergrund bis in unsere Tage erhalten: Im Jahr 1620 heiratet der später in Regensburg hingerichtete Hans Ulrich von Schaffgotsch (1595-1635) Barbara Agnes von Brieg (1593-1631), Tochter des piastischen Brieger Herzogs Joachim Friedrich. Beide hatten Nachfahren, einer grüßt als Büste von der Empore der Aula Leopoldina in Breslau.

250. Jahrestag / 150. Jahrestag

Die historische Landschaft **Bukowina gehörte seit 1775 bis 1918 zur Habsburgermonarchie**. Heute ist ihre nördliche Hälfte Teil der Ukraine, die südliche Hälfte Teil Rumäniens, wo etwa Klöster zum Weltkulturerbe der UNESCO zählen. Namhaft bis heute ist die im Norden der Bukowina liegende uralte Stadt Czernowitz, deren Ursprünge bis in die Zeit der Kiewer Rus zurückgehen. Im Mittelalter zum Fürstentum Moldau gehörig, breitet sich danach osmanischer Einfluss aus. Im 18. Jahrhundert strebt die Habsburgermonarchie nach einer Abrundung ihrer Regionen Siebenbürgen und Galizien. Mit den Osmanen gelang der Vertrag mit der Abtretung, in welchem das Gebiet erstmals als Buchenland – „Bukowina“ – bezeichnet wird. Die Bevölkerung war multiethnisch, entsprechend auch die religiösen Bekenntnisse und Muttersprachen: jiddisch, deutsch, rumänisch, ukrainisch, russisch. Die Feier des 100-jährigen Jubiläums der Zugehörigkeit der Bukowina zum Habsburgerreich vor 150 Jahren gestaltete sich zugleich zur **Eröffnungsfeier der neu gegründeten Universität in Czernowitz**. Initiator und Gründungsrektor war 1875 der österreichische Jurist und Politiker Constantin Tomaszczuk, Sohn eines ukrainischen (ruthenischen) Vaters und einer rumänischen Mutter, der bis heute zu den herausragenden Geistesgrößen der Bukowina gezählt wird. Als Redner brillant, widersetzt er sich Judenfeindlichkeit und ist frei von jeglicher nationalen Engstirnigkeit. In diesem Geist versteht er es, in mühsamer Überzeugungsarbeit bei seinen rumänischen und ukrainischen Kollegen an der jungen Universität Deutsch als Lehrsprache zu etablieren, um ihren internationalen Rang zu sichern. Die Geschichte dieser Franz-Josephs-Universität fand schon nach 43 Jahren in den politischen Umbrüchen mit und nach dem Ersten Weltkrieg ihr Ende. Zunächst 1918 in eine rumänische Universität umgestaltet und dann ließ später die Sowjetzeit keine Blüte im Sinne eines ideologiefreien Studienbetriebs mehr zu. Die heute ukrainische Universität ist nach dem Czernowitzer Schriftsteller Jurij Fedkowytsch (1834-1888) benannt, der seine Texte in Ukrainisch und Deutsch verfasste.

100. Jahrestag

Papst Pius XI. errichtete am 30. Dezember 1925 das dem Hl. Stuhl direkt unterstellte **Bistum Danzig**. Zuvor hatte der Papst bereits am 28. Oktober 1925 das Bistum Kattowitz gegründet. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Siegermächte in Versailles die alte stolze Hansestadt Danzig vom Deutschen Reich abgetrennt, um sie als „Freie Stadt“ unter den Schutz des Völkerbundes zu stellen. Das wurde Mitte November 1920 proklamiert und zog katholischerseits auch kirchliche Konsequenzen nach sich. Um in religiösen

Belangen ebenso den Widerstreit nationaler Interessen Polens und Deutschlands zu entschärfen wurde versucht, die Idee eines eigenen Bistums Gestalt werden zu lassen. Bis dahin war die Weichsel die Trennlinie zwischen dem Bistum Ermland im Osten und dem nun polnisch gewordenen Kulm, zu dem Danzig gehörte. Bereits im Frühjahr 1922 wurde das Gebiet der Freien Stadt Danzig aus der Jurisdiktion Ermlands und Kulms entlassen und eine sog. Apostolische Administratur Danzig etabliert mit Eduard O'Rourke (1876-1943) als Bischof. O'Rourke, dann auch Oberhirte des drei Jahre darauf gegründeten Bistums, war als irenisch gesinnter, auf Ausgleich bedachter Bischof eine optimale Wahl. Dennoch wurde sein Amt auch zum Opfer der Ereignisse des Jahres 1938, als sich die deutsch-polnische Nachbarschaft auf den Tiefststand zu bewegte. Den Bedrohungen verschiedener totalitärer politischer Systeme vermochte auch sein Nachfolger Carl Maria Splett (1898-1964) nicht wirklich zu entkommen. Als Bischof von Danzig (reg. 1938-1964) starb er im Exil in Düsseldorf. 1972 wurde das Bistum der Kirchenprovinz Gnesen zugeordnet. In der umstrukturierten Bistumslandschaft Polens erhob Johannes Paul II. 1992 Danzig zum Erzbistum.

75. Jahrestag

Am 5. August 1950 unterzeichnen die ostdeutschen Landsmannschaften und Vertriebenenverbände die **Charta der deutschen Heimatvertriebenen** – ein wegweisendes Dokument der deutschen Nachkriegsgeschichte, das einen Tag später auf einer Kundgebung in Stuttgart-Bad Cannstatt verkündet wird. In der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs und nach dessen Ende waren 12 bis 14 Millionen Deutsche aus den Ostgebieten Deutschlands sowie deutschsprachige Bewohner aus Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa vertrieben worden, acht Millionen von ihnen in die westdeutschen Besatzungszonen. In der Charta verzichteten die Heimatvertriebenen auf „Rache und Vergeltung“, unterstützten „die Schaffung eines geeinten Europas“, in dem „die Völker ohne Furcht und Zwang leben können“, und bekennen sich zur „Mitarbeit am Wiederaufbau Deutschlands und Europas“. Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble würdigte 2006 die Charta als „ein beeindruckendes Zeugnis menschlicher Größe und Lernfähigkeit“. Nicht Revanchismus und Niedergeschlagenheit, sondern der Glaube an „Zukunft, Europäertum und christliche Humanität“ haben das Denken der Heimatvertriebenen bestimmt. Der abschließende Satz der Charta lautet – auch zu lesen auf einer Sonderbriefmarke der Deutschen Post im Jahr 1990: „Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.“

PERSÖNLICHKEITEN

Xaver Scharwenka

Komponist

* 6. Januar 1850 in Samter b. Posen

† 8. Dezember 1924 in Berlin

175. Geburtstag

Louis Ehlert

Komponist, Musikschriftsteller

* 23. Januar 1825 in Königsberg

† 4. Januar 1884 in Wiesbaden

200. Geburtstag

Johann Christoph Gottsched

Schriftsteller, Sprachforscher, Philosoph

* 2. Februar 1700 in Juditten/Königsberg

† 12. Dezember 1766 in Leipzig

325. Geburtstag

Karl Wilhelm Ramler, Dichter,
Philosoph, gen. „der deutsche Horaz“

* 25. Februar 1725 in Kolberg

† 11. April 1798 in Berlin

300. Geburtstag

Johann Joseph Kausch

Mediziner, Schriftsteller

* 16. September 1751 in Löwenberg

† 10. März 1825 in Liegnitz

200. Todestag

Ferdinand Lassalle

Politiker, Mitbegründer der SPD

* 11. April 1825 in Breslau

† 31. August 1864 in Carouge

200. Geburtstag

Johann von Mikulicz-Radecki

Mediziner

* 16. Mai 1850 in Czernowitz

† 14. Juni 1905 in Breslau

175. Geburtstag

Karl Wilhelm Salice-Contessa

Dichter der Romantik

* 19. August 1777 in Hirschberg

† 2. Juni 1825 in Berlin

200. Todestag

Hubert Jedin

Historiker

* 17. Juni 1900 in Groß Briesen O/S

† 16. Juli 1980 in Bonn

125. Geburtstag

Joseph Partsch

Geograph

* 4. Juli 1851 in Schreiberhau

† 22. Juni 1925 in Bad Brambach

100. Todestag

Lovis Corinth

Maler

* 21. Juli 1858 in Tapiau/Ostpr.

† 17. Juli 1925 in Zandvoort

100. Todestag

Anita Lasker-Wallfisch

Cellistin, Auschwitz-Überlebende

* 17. Juli 1925 in Breslau

100. Geburtstag

Oskar Moll

Maler, Corinth-Schüler,
 letzter Direktor der Breslauer KA
 * 21. Juli 1875 in Brieg
 † 19. August 1947 in Berlin
 150. Geburtstag

Heinrich Göppert

Botaniker, Arzt
 * 25. Juli 1800 in Sprottau
 † 18. Mai 1884 in Breslau
 225. Geburtstag

Ernst Wiechert

Schriftsteller
 * 18. Mai 1887 in Kleinort, Kr. Sensburg
 † 24. August 1950 in Uerikon, Kt. Zürich
 75. Todestag

Christian Jacob Salice-Contessa

Dichter der Romantik, Politiker
 * 21. Dezember 1767 in Hirschberg
 † 11. September 1825 in Liebenthal
 200. Todestag

Walter Jentsch

Komponist, Kapellmeister
 * 11. September 1900 in Langenbielau
 † 2. Juli 1979 in Berlin
 125. Geburtstag

Willy Schmidt

Maler, Otto Mueller-Schüler
 * 16. Oktober 1895 in Görlitz
 † 11. Oktober 1959 in ebd.
 130. Geburtstag

Siegfried Cichy

Komponist, Domkapellmeister
 * 19. Februar 1865 in Poremba b. Zabrze
 † 29. Oktober 1925 in Breslau
 100. Todestag

Christian Gottlieb Selle

Arzt, Philosoph
 * 7. Oktober 1748 in Stettin
 † 9. November 1800 in Berlin
 225. Todestag

Ludwig Jacobowski

Lyriker, Schriftsteller
 * 21. Januar 1868 in Strzelno
 † 22. Juni 1900 in Berlin
 125. Todestag

August Steffen

Arzt (Kinderheilkunde)
 * 6. Dezember 1825 in Stettin
 † 7. Januar 1910 in ebd.
 200. Geburtstag

Paul Löbe

Politiker
 * 14. Dezember 1875 in Liegnitz
 † 3. August 1967 in Bonn
 150. Geburtstag

Jacob Böhme

Mystiker, Philosoph
 * 1575 in Alt Seidenberg
 † 17. November 1624 in Görlitz
 450. Geburtstag

Texte und Zusammenstellung: T.M.

RÜCKBLICK 2024

Erstaunlicher Einsatz und Erfolg

Verein Pro Liberis Silesiae feierte 15. Geburtstag

Rudolf Urban

Im April feierte der Verein Pro Liberis Silesiae (PLS) den 15. Geburtstag der Gründung seiner ersten Schule in Raschau in der Gemeinde Tarnau. Es war eine Möglichkeit, auf die Vergangenheit zu schauen und die Erfolge der Schülerinnen und Schüler zu feiern.

„Wunderbar ist die Welt“ lautet der deutschsprachige Titel des Hits von Louis Armstrong, den eine Schülergruppe zu Beginn der Feierlichkeiten im Schulhof zum Besten gab. Und dann zeigten sie auch, warum ihre Schulwelt wunderbar ist.



Bei der Geburtstagsfeier mit prominenten Gästen begeisterten die Schüler mit Musik, Theater, Tanz und Gesang.

Fotos: Ewa Wieszolek-Stolz



Zweisprachige Informationstafel des Lehrpfades zur Ortsgeschichte

Von Grau zu Bunt

Denn in einer kurzen Theater- und Tanzaufführung ließen die Schülerinnen und Schüler die Geschichte der Schule und des Vereins Revue passieren – von einem grauen Bau aus der sozialistischen Zeit bis hin zu einer bunten Schule mit Sporthalle, Sportplatz und thematischen Klassenräumen.

Doch das Wichtigste sind nicht die Gebäude, sondern die Menschen – die Schülerinnen und Schüler sowie der Lehrkörper.

Von Anfang an nämlich setzt die Schule auf zwei Säulen ihrer Tätigkeit. Zum einen ist es die deutsch-polnische Zweisprachigkeit und zum anderen die Montessori-Pädagogik. „Vor mehr als 15 Jahren, als sich eine Gruppe von Menschen zusammengesetzt hat, um den Verein zu gründen, hätten wir nicht gedacht, dass Pro Liberis Silesiae sich mit dieser Idee so entwickeln wird. Ich muss aber auch sagen, dass wir bis heute gegen den Strom schwimmen“, sagt Dr. Margarete Wysdak, Vorstandsvorsitzende des Vereins.

Gegen den Strom schwimmen bedeutet in diesem Fall, dass nicht erst seit heute keine Hausaufgaben aufgegeben werden, oder dass vor allem in den jüngeren Klassen die Jahrgänge vermischt werden, damit die Kinder auch voneinander lernen können. Es gibt in der Schule in Raschau sowie in der Schwesterschule in Oppeln-Malino auch eine Menge Projekte, Austausche und Festivals; alles immer zweisprachig gestaltet.



Kreativ und freudig sind auch die Kleinsten bei Pro Liberis Silesiae immer mit dabei.

Lob und Dank

Für dieses Engagement gab es bei der Geburtstagsfeier von allen Seiten Lob und Dank. Zu den Feierlichkeiten kamen neben dem Deutschen Generalkonsul in Breslau, Martin Kremer, und dem Deutschen Konsul in Oppeln, Peter Herr, auch Vertreter der Oppelner Regionalselbstverwaltung sowie der Gemeinde Tarnau. Sie alle betonten die Bedeutung der Einrichtung. „Der Verein und die Schule in Raschau sind Pioniere, wenn es um die Minderheitenbildung in Polen geht. Sie sind als Erste über den ‚normalen‘ Deutschunterricht von drei Stunden wöchentlich hinausgegangen und haben diesen auf ein höheres Niveau gebracht“, sagte bei der Veranstaltung Rafał Bartek, Vorsitzender des Verbands deutscher Gesellschaften in Polen.

Dr. Christoph Bergner, der in der Entstehungszeit des Vereins Bundesbeauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten war, gab in seiner Rede zu, er habe seinerzeit gemischte Gefühle gehabt. „Einerseits war ich damals froh über diese Initiative, die auch ganz im Zeichen des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages steht, aber ich hatte Zweifel, ob dieses Projekt, so weit von einem größeren Ballungsgebiet entfernt, erfolgreich sein kann. Heute, 15 Jahre später, empfinde ich etwas Scham für diese Anfangsgefühle, vor allem aber Freude, dass sich der Verein so gut entwickelt hat.“

Nicht nur Geburtstag

Der Tag des Geburtstages der Schule in Raschau war aber nicht nur der Einrichtung selbst gewidmet. Der Verein Pro Liberis Silesiae nutzte die Gelegenheit, um zwei weitere Projekte abzuschließen.

Zum einen ist es die Modernisierung des Kindergartengebäudes in Raschau, das aus Mitteln der Bundesregierung eine neue Wärmedämmung bekommen hatte. In diesem Gebäude werden

die Kleinsten auch nach der Montessori-Methode und ebenfalls zweisprachig auf die Schulzeit vorbereitet.

Zum anderen waren es weitere Tafeln des Lehrpfades, der bereits im letzten Jahr eröffnet wurde. Bei dem vom Institut für Auslandsbeziehungen mitfinanzierten Projekt geht es um Informationstafeln auf Deutsch und Polnisch, die die Geschichte des Ortes näherbringen. Die neu enthüllten Tafeln thematisieren dabei das Vereinsleben in Raschau, die Geschichte des Vereins Pro Liberis Silesiae und das tragische Jahr 1945. „Die Geschichte des Ortes ist dank der Tafeln lebendig geworden. Sie soll nun der jungen Generation als Wissensquelle dienen und uns allen unsere Tradition in Erinnerung halten“, sagte bei der Enthüllung der Raschauer Ortspfarrer Korneliusz Wójcik.

Nach den offiziellen Feierlichkeiten fand auf dem Schulhof in Raschau ein Familienfest statt. Die Kinder, aber auch interessierte Erwachsene, konnten einzelne thematische Stationen besuchen – und es gab ein reichhaltiges Büfett für die Gaumenfreuden.

Der Verein selbst ruht aber nach diesem Geburtstag nicht aus, denn schon Ende Juni findet traditionell ein Sommerprogramm für die Kinder statt. Viele Jahre war es die Kinderspielstadt, aber in diesem Jahr findet zum zweiten Mal das „Sommerlabor der Talente“ statt.

Drei Premieren zu einem Termin

Gdingen/Gdynia: Ehrung der Toten der Flüchtlingschiffe

Uwe Hahnkamp

Acht Jahrzehnte ist es inzwischen her, dass Ende Januar, Anfang Februar und Mitte April 1945 die drei Flüchtlingschiffe „Wilhelm Gustloff“, „von Steuben“ und „Goya“ torpediert und versenkt wurden, wobei insgesamt etwa 20.000 Menschen ums Leben kamen. Dieser Ereignisse gedenkt seit inzwischen 28 Jahren alljährlich der Bund der deutschen Bevölkerung in Gdingen mit seinem Vorsitzenden Benedikt Reschke. 2024 wurde am 13. April an die Tragödie dieser Schiffe erinnert.



Gedicht zum Gedenken Grete Reschke

Fotos: Uwe Hahnkamp

Die Veranstaltung, die Benedikt Reschke und sein Team seit 1997 organisieren, hat ihren traditionellen Verlauf, der in der Seefahrerkirche in Gdingen ihren Anfang nimmt. In der Kirche der Muttergottes der unaufhörlichen Hilfe und Petrus, des Fischers, so der offizielle Name der Kirche, kümmert sich der Redemptoristenpater Edward Pracz um Seeleute aus aller Herren Länder und auch um die Deutschen und Polen, die der im Jahr 1945 versenkten Schiffe mit Flüchtlingen aus Ostpreußen und Pommern gedenken wollen.



Wiktor Marek Leyk und Piotr Dukat aus Allenstein in andächtigem Schweigen. Foto: Uwe Hahnkamp

Vater an Bord, Mutter an der Zeitenwende

Aus Allenstein/Olsztyn waren zwei Gäste zum ersten Mal zur Gedenkfeier in Gdingen gekommen. Dariusz Preuss vom Vorstand der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit will die Feierlichkeit bereits seit Jahren besuchen und hat jetzt erstmals Zeit dafür gefunden. Sein Vater Klaus war als Siebenjähriger nämlich mit Geschwistern und schwangerer Mutter bereits



Kränze auf dem Weg ins Meer

auf einer Schaluppe auf dem Weg zur „Wilhelm Gustloff“, als seine Schwester auf die Toilette musste und sie wieder ausstieg. Sehr viel mehr hat der Vater, so Dariusz Preuss, aus jener traumatischen Zeit auch nicht erzählt.

Mehr Familiengeschichte gesammelt hat Wiktor Marek Leyk. Er ist seit knapp dreißig Jahren Beauftragter für Minderheitenfragen erst des Woiwoden, später des Marschalls von Ermland-Masuren und daher mit allen nationalen und ethnischen Minderheiten der Region verbunden. „Jeder Krieg bringt Unglück und das größte davon trifft die Zivilbevölkerung. Diese Feier erinnert gerade an diese zivilen Opfer. Und die Lage kann sich schnell ändern. Meine Mutter, im Jahr 1939 Abiturientin in Warschau, sagte immer ‚zwischen Krieg und Frieden ist nur ein kleiner Moment‘,“ erklärt er bei der Andacht am Hafen von Gdingen seine Motivation. Daher seien solche Begegnungen zwischen Menschen und auch Ländern so wichtig.

An Promenade, Kapelle und Kirche

In der kurzen Zeit vor dem Anzünden der Grabkerzen und dem Werfen der Blumenkränze in das Wasser der Ostsee ergriff auch der Vorsitzende der deutschen Minderheit in Polen, Rafał Bartek, das Wort. Für ihn war es ebenfalls das erste Mal in Gdingen auf der Gedenkfeier. „Wie Generalkonsulin Pieper halte ich die Erinnerung gerade in den Zeiten der gegenwärtigen Kriege für dringend nötig. Die Tragödie der Schiffe zeigt, dass es im Krieg keine sicheren Plätze gibt und geben wird und unser Einsatz in unserer Zeit umso wichtiger ist“, gab er den Gästen der Feier zu bedenken. Zwanzig Jahre Polens in der Europäischen Union seien dabei ein gutes Zeichen.

Ähnlich geäußert hatte sich Cornelia Pieper, die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig, in ihrer Ansprache nach dem Gottesdienst in der Seefahrerkirche, den Domherr Andre Schmeier aus Allenstein, Pastor Wojciech Fröhlich aus Stolp und Pastor Sebastian Niedźwiedziński aus Gdingen gewohnt souverän leiteten. Ebenso gekonnt begleitete der Gdingener Kammerchor unter der Leitung von Piotr Klemenski die Feier in der Kirche.

Treffend war der Predigttext des Tages aus dem Johannesevangelium, in dem die Jünger Jesu in einen Sturm geraten, aus dem er sie errettet. Dem Sturm der Zeit, der die Menschen heute bedrängt, setzten die Teilnehmer der Gedenkfeier für die Opfer der Flüchtlingsschiffe aus Polen und Deutschland im Gottesdienst ihr Gebet, in der Petrus-Kapelle vor der Gedenktafel für die Schiffe ihr Gedenken und an der Gdingener Uferpromenade mit Blumenkränzen ihre Wünsche und Hoffnungen entgegen. Alle gemeinsam.

Engagement und Tradition

30 Jahre Verein Schlesischer Landfrauen

Dominika Bassek

Am 8. Juni feierte der Verein Schlesischer Landfrauen im Gemeindezentrum in Walzen seinen runden Geburtstag: das 30-jährige Bestehen. Mit bewegenden Reden, künstlerischen Darbietungen, einer Heiligen Messe und geselligem Beisammensein wurde der Tag zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle Beteiligten.

Zahlreiche Mitglieder und Unterstützer der Organisation kamen zusammen, um dieses bedeutende Jubiläum zu feiern und die wertvolle Arbeit des Vereins für die lokale Gemeinschaft und den Erhalt des schlesischen Kulturerbes zu würdigen.

Der Verband Schlesischer Landfrauen bildete sich, nach einer vorherigen Zugehörigkeit zum Verein Schlesischer Bauern, 1994 als



Eine starke Gemeinschaft: der Verein Schlesischer Landfrauen feierte am 8. Juni 2024 seinen 30. Geburtstag

Fotos: Dominika Bassek



Bei der Feier im Gemeindezentrum in Walzen gab es ein attraktives kulturelles Rahmenprogramm bei dem auch schon die Kleinsten mitwirkten.

eigenständige Organisation. Die Gründungsmitglieder Ursula Trinczek, Otylia Skoczylas, Gertruda Drost und Elżbieta Graba legten den Grundstein für eine erfolgreiche Zukunft. „Ich bin von Anfang an im Vorstand des Verbands und es ist erstaunlich zu sehen, wie sich unsere Frauen entwickeln, nach neuen Möglichkeiten suchen und sich gerne an unseren Initiativen beteiligen“, meint Gertruda Drost aus Zuzella.

Unternehmerisch und einfallreich

In den letzten 30 Jahren hat sich viel getan, was auch bei den Jubiläumsfeierlichkeiten deutlich wurde. Der Verband organisiert gemeinsame Projekte, Erfahrungsaustausche, kulturelle Veranstaltungen und kreative Workshops, um die schlesischen Traditionen zu bewahren und weiterzugeben. Es werden Treffen, Seminare und Fachschulungen sowohl im In- als auch im Ausland durchgeführt. „Wir sind stolz darauf, unsere Traditionen zu pflegen und große Veranstaltungen zu organi-

sieren. Wir zeigen, dass Frauen aus ländlichen Gebieten unternehmerisch und einfallreich sind“, erklärte die langjährige Vorsitzende Maria Żmija-Glombik.

Der Verein Schlesischer Landfrauen engagiert sich in verschiedenen Projekten und arbeitet mit ähnlichen Organisationen im In- und Ausland zusammen. „Hier sind Landfrauen mit Herz dabei, die eine Gemeinschaft mit vielen Initiativen bilden. Sie pflegen die Tradition, aber sie greifen auch moderne Trends auf und sind fortschrittlich“, sagte Rose Reber, 1. Vizepräsidentin des Landfrauenverbandes Pfalz bei der Feier.

Die Feierlichkeiten waren geprägt von herzlichen Glückwünschen und Anerkennung. Besonders hervorgehoben wurde die Vorsitzende des Vereins, Maria Żmija-Glombik, für ihr unermüdliches Engagement und ihren Beitrag zur Entwicklung der Organisation. Auch künstlerische Darbietungen kamen nicht zu kurz: auf der Bühne begeisterten die Tanzgruppe Przecinek und der Chor Walczanki das Publikum.

Positiver Einfluss

Während der Feierlichkeiten wurde mehrfach betont, dass Frauen einen immer größeren Einfluss auf das soziale und wirtschaftliche Leben haben. Die Arbeitsmoral und das Verantwortungsbewusstsein der Verbandsmitglieder ermöglichen es ihnen, viele positive Veränderungen in ihren Gemeinschaften zu bewirken.

„Wir Frauen haben immer mehr zu sagen, weil wir fleißig und verantwortungsbewusst sind. Durch unser Engagement in den Kommunen können wir viel Gutes für unser Umfeld bewirken“, betonte Maria Żmija-Glombik abschließend.

Vielfalt auf der Wiese des Lebens

30 Jahre Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit

Uwe Hahnkamp

Wo ist nur die Zeit geblieben? Im Jahr 1994, als letzte eigenständige Gesellschaft der deutschen Minderheit in der heutigen Woiwodschaft Ermland-Masuren gegründet, feierte die Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit am 29. Juni in Steinau mit einem sommerlichen Familienfest ihr 30-jähriges Bestehen. In vielem gleichen die Bilder den Erinnerungen an die Feier vor fünf Jahren, 2019, ebenfalls am 29. Juni.

Als hätten der Vorstand und die Mitglieder der Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit, die damals wie heute das Fest auf die Beine gestellt haben, ein Abonnement auf strahlenden Sonnenschein. Ein blauer Himmel wölbte sich wiederum über das „Wioska Garncarska“, das Töpferdorf in Steinau. Der malerische Gutshof mit Töpferei, Schmiede und Orangerie sowie einem weitläufigen „Paradiesgarten“ bietet künstlerische und pädagogische Werkstätten an. Für kulturelle Veranstaltungen wie das Fest der Neidenburger Gesellschaft gibt es an der Scheune ein kleines Amphitheater, das nach den umstehenden Ebereschen benannt ist und eine familiäre Stimmung bietet.

Auf der Suche nach Schatten

Das einzige Manko ist immer noch der fast vollständig fehlende Schatten im Zuschauerraum, den sich die Damen des Chors des Vereins daher mit ihren Regenschirmen selbst spendeten. Der zweite Wermutstropfen bei der Feier: die Mitglieder der Kreisgemeinschaft Neidenburg hatten es, anders als vor fünf Jahren, diesmal nicht geschafft, zu kommen. Das bedauerte auch die Vizevorsitzende der Kreisgemeinschaft, Ute Kondritz, in ihrem Grußwort. Dafür waren der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Stephan Grigat, und die Büroleiterin des Verbands der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen, Jo-



Der Chor der Gesellschaft der deutschen Minderheit

Fotos: Uwe Hahnkamp

anna Hassa, angereist, und neben dem ehemaligen Bevollmächtigten für Minderheiten des Marschalls, Wiktor Marek Leyk, konnte Sabina Reguła, die Vorsitzende der Neidenburger Gesellschaft, auch seine Nachfolgerin Aneta Brzyska begrüßen, die seit Mitte Juni im Amt ist.

Zur Eröffnung gab es um 10 Uhr einen ökumenischen Gottesdienst, den der evangelische Pastor in Neidenburg, Roland Zagóra, und der katholische Seelsorger der deutschen Minderheit, Domherr André Schmeier, zelebrierten. Der formelle Teil mit Ostpreußenlied, Begrüßung und Ansprachen der Gäste wurde dann aber zugunsten der Jubiläumstorte und des von den Frauen aus dem Verein selbst gestalteten Kuchenbuffets etwas nach hinten verschoben. Dank der souveränen Leitung des Programms durch Iga Potapiuk und Damian Wierzchowski ging es jedoch bald zügig mit dem offiziellen und kulturellen Teil weiter.

Vielfalt, viele Ideen, viele Helfer

Die Laudationen fielen kurz aus, was dem heißen Wetter und der fröhlichen und lebhaften Stimmung geschuldet war, jedoch ließen sich weder die lokalen Gäste noch Stephan Grigat und Joanna Hassa die Gelegenheit entgehen, die Neidenburger Gesellschaft für ihre vielfältige Arbeit zu loben. Joanna Hassa griff dabei ein Stichwort aus dem Gottesdienst auf: „Es freut mich, dass Ihr so aktiv seid und eine so vielseitige Arbeit macht. Ihr pflegt die Vielfalt auf der Wiese des Lebens.“ Domherr André Schmeier hatte diese Vielfalt in seiner Predigt auf die

großen Apostel des Christentums, Johannes sowie Petrus und Paulus, die am 29. Juni Namenstag haben, gemünzt.

Nach einem weiteren Auftritt des Chors verlagerte sich mit den Gewinnern des diesjährigen Walter-Kollo-Gesangswettbewerbs des deutschen Liedes und den Kindern und Jugendlichen der Tanzgruppe des Vereins die Lebhaftigkeit auf die Bühne des Amphitheaters, die nach der Mittagspause auch noch den jungen Künstlerinnen Iga Potapiuk und Julia Perzanowska offenstand. Iga Potapiuk war mit dem Singen im Chor und mit ihrer Kollegin sowie der Moderation die ganze Zeit beschäftigt, aber auch viele andere helfende Mitglieder des Vereins hatten alle Hände voll zu tun. Stellvertretend für sie, aber vor allem für



Joanna Hassa (li.), Sabina Reguła

ihren eigenen jahrelangen Einsatz als Schatzmeisterin und ihr goldenes Händchen für Projektmittel verliehen Sabina Reguła und Vizevorsitzender Michał Schlueter an Gertruda Wylengowska symbolisch einen goldenen Kugelschreiber. Hoffen wir, dass damit noch viele weitere gute Projekte und Anträge geschrieben werden und, wie es in mehreren Grußworten hieß, „wir uns alle in 30 Jahren hier wiedersehen“.

Die Feier und die Herausgabe der Broschüre zum 30-jährigen Bestehen der Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit wurden möglich dank der Unterstützung des polnischen Ministeriums für Inneres und Verwaltung, des Bundesministeriums des Inneren und für Heimat der Bundesrepublik Deutschland, des Verbands der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen und der Genossenschaftsbank in Neidenburg.

Starke Unterstützung aus Thüringen

30 Jahre Partnerschaft zwischen dem VdG und dem Landesverband Thüringen des Bundes der Vertriebenen

Maria Smarzoch

Im Jahr 2024 fiel ein wichtiges Jubiläum für den Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) an. Vor 30 Jahren wurde ein Freundschaftsvertrag zwischen dem VdG und dem Landesverband Thüringen des Bundes der Vertriebenen unterzeichnet. Dank der langjährigen Zusammenarbeit konnte das deutsche Erbe in Schlesien bewahrt und an kommende Generationen weitergegeben werden.

Die seit vielen Jahren bestehende Zusammenarbeit brachte zahlreiche positive Leistungen im Bereich der Bildung hervor. Nachdem der Kommunismus 1989 überwunden werden konnte und der Deutschunterricht an den Schulen in Oberschlesien wieder zugelassen wurde, war es für die Germanisten schwierig, effektiv zu unterrichten. Dies stellte ein ernstes Problem für die Vermittlung der deutschen Kultur und Traditionen dar. Somit fuhren die Vertreter des VdG nach Erfurt und trafen sich dort mit BdV-Mitgliedern, einer Gruppe von Pädagogen, die ihre Wurzeln in Schlesien und Pommern hatten. Sie verstanden sehr gut die schwierige Situation im Bildungswesen Polens nach Jahrzehnten totalitärer Diktatur. Daher beschlossen sie, dem VdG eine große Unterstützung zukommen zu lassen, um den Lehrkräften in Polen den Zugang zum deutschen Kulturerbe Schlesiens zu erleichtern. Im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit organisierten sie Schulungen für Lehrer und schickten ihnen verschiedene Hilfsmaterialien. Im Laufe der Jahre engagieren sich die BdV-Mitglieder auch für die Vermittlung von Wissen über die schlesische Geschichte, insbesondere über Joseph von Eichendorff. Außerdem organisieren sie verschiedene Jugendaustausche und arbeiten mit zweisprachigen Schulen zusammen.

Das Jubiläum der 30-jährigen Zusammenarbeit zwischen dem BdV-Landesverband Thüringen und dem VdG wurde während der diesjäh-



Im Rahmen der Feierlichkeiten auf dem St. Annaberg überreichte Rafał Bartek ein Geschenk an Egon Primas, um ihm für die fruchtbare Zusammenarbeit zu danken.

Foto: www.vdg.pl

rigen Wallfahrt der Nationalen und Ethnischen Minderheiten zum St. Annaberg, am 2. Juni 2024, gefeiert. An der Veranstaltung nahm Egon Primas, Vorsitzender des BdV-Landesverbandes Thüringen, teil, der sagte: „Wir haben gerne geholfen, Deutschlehrer zu gewinnen, um die deutsche Sprache hier wieder zu stärken, und wir haben mitgeholfen, Zweisprachigkeit zu schaffen. Bis heute sind wir in herzlichem Kontakt, und ich komme immer wieder gerne hierher, um diese herzlichen Menschen zu treffen und die Landschaft zu bewundern“. Der VdG-Vorsitzende, Rafał Bartek, hob ebenfalls hervor, dass die Unterstützung aus Thüringen die Gestaltung einer guten Zukunft und die Stärkung der deutschen Minderheit ermöglichte.

Am 15. August 2024 wurde die Partnerschaft in Anwesenheit von Rafał Bartek und Bernard Gaida, dem ehemaligen langjährigen Vorsitzenden, derzeitigen Bevollmächtigten des VdG für internationale Zu-

sammenarbeit in Polen und Sprecher der AGDM, auch in Erfurt feierlich begangen.

„Es ist wichtig, dass die strukturellen Verbindungen zwischen den Organisationen der Vertriebenen und der deutschen Minderheiten wachsen und sich verbreiten. Dadurch werden wir besser zeigen können, dass wir zusammengehören und Zukunft in Europa haben, das sich noch stärker integrieren muss. Auf diese Weise können wir ein wichtiger Teil der Integration sein, weil in unserer Geschichte das Trauma der Spaltung, Trennung, Diskriminierung und des Nationalismus steckt, und unsere Verbindung ein sichtbares Zeichen der Überwindung der Vergangenheit dank der europäischen Integration ist“, sagte Bernard Gaida.

Rückblick auf EUROPEADA 2024

Der FC DFK Oberschlesien bei der Europeada zwischen den Meeren. Nord- und Südschleswig / Dänemark und Deutschland

Damian Schwider, Landsmannschaft der Oberschlesier

Zwischen dem 28. Juni und dem 7. Juli 2024 fand die fünfte EUROPEADA statt. Es ist die Fußballmeisterschaft der autochthonen nationalen Minderheiten aus ganz Europa. Diesmal nahmen an diesem Ereignis über 1000 junge Männer und Frauen mit 36 Mannschaften teil. Es ging dabei nicht nur um sportlichen Wettbewerb zwischen den einzelnen Mannschaften, sondern um offenen kulturellen Austausch zwischen den Minderheiten. Es ging neben den Spielen um Respekt, Toleranz und Völkerverständigung.

Der Veranstalter des Turniers war die Föderalistische Union Europäischer Nationalitäten (FUEN), also der größte Dachverband der einzelnen Minderheiten, Nationalitäten und Sprachgruppen in Europa. Die FUEN hat die Turniere erfunden und veranstaltet sie seit 2008 alle vier Jahre, in der Regel zum gleichen Zeitpunkt wie die UEFA-Europameisterschaft. Die Europeada stellt sich als Aufgabe verbinden und stärken der einzelnen Minderheiten sowie das Sichtbarmachen aller Gruppen. Am diesjährigen Wettbewerb nahmen 24 Männer- und 9 Frauenmannschaften teil.

Am 28. Juni um 22.30 Uhr trat unser Reisebus, ausgestattet mit einem breiten Aufkleber „FC DFK OBERSCHLESILIEN“ seine Fahrt in Richtung Nordfriesland an. Diesmal fuhr eine Männerauswahl aus ganz Oberschlesien und dazu, zum ersten Mal, eine Damenmannschaft mit! Insgesamt waren es 42 Spieler und Spielerinnen, drei Trainer: Mateusz Labussek und die Trainerinnen: Barbara Żelichowska und Agnieszka Pluskota (sie spielte 35-mal für die polnische Frauennationalmannschaft), drei Physiotherapeuten: Tomasz Szpunar, Jakub Lewandowski und Roxana Fross, der Leiter des Turniers, Herr Martin Lippa, der technische Tausendsassa und gute Seele für alles, Marius Kowolik und



Die Spieler der beiden Mannschaften des FC DFK Oberschlesien

Fotos: Damian Schwider, Martin Lippa

zuletzt meine Wenigkeit, zuständig fürs Dolmetschen, Photographieren und Pressearbeit. Die Stimmung war von Anfang an sehr gut, und abgesehen von einer Grenzkontrolle an der deutsch-polnischen Grenze verlief die Fahrt reibungslos.

An Ort und Stelle landeten wir in dem nordfriesischen Bildungszentrum „Nordsee Akademie“ in Leck. Kleine rote Ziegelgebäude, malerisch in einem Park gelegen, haben uns geradezu begeistert. Nachmittags fuhren wir zum Eröffnungsakt, wo sich alle Mannschaften präsentierten. Unsere wunderschönen Sportanzüge und Fahnen stachen aus der Menge deutlich heraus! Den Rest des Tages haben wir uns ausruhen können, um am Abend das Fußballspiel beim Public Viewing zusammen mit den Einheimischen anschauen zu können. Wir fuhren bei 30° C los, im Nordschleswig gab es dagegen 17° C, andauernden kalten Sturmwind (man nennt es dort „steife Brise!“) und permanenten Wechsel von Regen und Sonne!!!

Buchstäblich um die Ecke gab es einen Fußballplatz, auf dem beide Mannschaften trainieren konnten. Dabei trugen alle bereits ihre schi-

cken Sportanzüge. Am nächsten Morgen gingen die Spiele los und fanden dann an jedem kommenden Tag statt. Die Mannschaften standen daher unter enormer Belastung, weil die Spiele einen Tag nach dem anderen stattgefunden haben und es gab dazwischen keinen Ruhetag. Das wiederum brachte unsere drei Physiotherapeuten in Bedrängnis, denn sie haben die Spieler bis tief in die Nacht behandeln müssen. Zum Glück kam es jedoch zu keinen schlimmeren Verletzungen. Nach erholsamem Schlaf und dem Frühstück fuhren wir dann zu den einzelnen Spielstätten. Unsere Mannschaften spielten meist in Dänemark in unterschiedlichen Ortschaften, allerdings gab es keine Zeit für Besichtigungen. Also bewunderten wir die kleinen roten Ziegelhäuschen und die ordentlichen Städtchen lediglich aus dem Bus. Die Busfahrer machten aber für uns kleine Extratouren, damit wir die schönen Landschaften zwischen Dänemark und Nordschleswig bewundern konnten.

Unsere Männer haben ihre Gruppe als Gruppensieger verlassen. Am 30. Juni spielten sie gegen die Minderheit der Slowaken und Tschechen in Rumänien und gewannen 5:0. Am nächsten Tag schlugen wir die Roma Minderheit aus Rumänien 13:0, um anschließend am 2. Juli die Mannschaft des Serbske Mustwo aus der Lausitz 3:0 zu besiegen. Auf diese Weise kamen wir als Sieger aus der Gruppe heraus.

Am 4. Juli spielte unsere Mannschaft gegen die Mannschaft aus dem italienischen Friaul. Das Spiel war lange Zeit ausgewogen, allerdings nach einer eher hässlichen Aktion seitens unserer Gegner und einem ungerecht gegebenen Strafstoß waren wir den Friúlen unterlegen. Das Endergebnis war 2:1. Dazu möchte ich bemerken, dass deren Mannschaft ein regulärer Fußballklub ist, der permanent trainiert und in der Regionalliga spielt. Nach dem Spiel haben sie uns erzählt, dass sie vor unserer Mannschaft die größte Angst hatten und nicht glauben wollten, dass unsere Fußballer erst seit ein paar Wochen zusammengespielt haben. Hiermit schieden wir im Viertelfinale aus und mussten uns nach weiteren zwei Spielen mit dem 6. Platz bei 24 Mannschaften begnügen. Am Ende haben die Friúler das Turnier gegen die Mannschaft der Occitánia aus Südfrankreich 2:0 gewonnen.

Unsere Damen hatten leider nicht so viel Glück. Ihr erstes Spiel am 30. Juni gegen die Mannschaft aus Südtirol haben sie mit 10:0 verloren.

Im zweiten Spiel am 1. Juli hatten sie gegen eine körperlich stark überlegene Frauenmannschaft aus Nordschleswig zu kämpfen. Trotzdem waren sie den Gegnerinnen technisch überlegen, aber am Ende hat deren körperliche Übermacht zum Ergebnis von 2:2 geführt. Somit kamen wir aus der Gruppe raus und spielten um die weiteren Plätze weiter. Am 4. Juli gab es das Spiel gegen Les Ladins 1:1, und am 5. Juli gegen Serbske Mustwo 2:2 und gegen Las Rumantschas 0:1. Im Endergebnis landeten wir auf dem 5. Platz von 9 Frauenmannschaften.

Nach drei Spieltagen gab es einen Ruhetag, den alle in einer dänischen Bildungsstätte am Knivsberg verbracht haben. Über Tausend Teilnehmer trafen sich und haben gemeinsam gefeiert. In der weiten Parkanlage gab es nach dem offiziellen Teil verschiedene Wettbewerbe und Spiele, alle Teilnehmer brachten eigene Stände aus der Heimat mit, an denen sie ihre Minderheiten präsentieren konnten. Zwei Mädchen und zwei junge Männer trugen oberschlesische Trachten und sahen hervorragend aus! Es gab viel zu Essen und Trinken, dazu diverse regionale Schmankerl!

Beide Mannschaften der FC DFK Oberschlesien spielten alles in allem einen sehr guten, durchdachten und modernen Fußball. Lange Pässe quer über das gesamte Spielfeld, schnelle Kombinationen sowie stete Ballbesitzüberlegenheit machten die Spiele spannend und interessant. Auch die Schnelligkeit der Stürmer und hohe Wirksamkeit der Verteidiger ließen nichts zu wünschen übrig. Alle Trainer und Trainerinnen machten ihre Arbeit sehr gut und die Spieler und Spielerinnen haben ihre Aufgabe gut ausgeführt. Was fehlte war vielleicht die nötige Turnierfahrung bei den Mädchen, jedoch haben sie sich von ihrer ersten Niederlage schnell erholt und boten den nächsten Gegnerinnen nicht nur ihre Stirn, sondern steigerten sich in ihrer Gesamtleistung von Spiel zu Spiel. Vor allem die zielsicheren Fernschüsse unserer Kapitänin waren ganz große Klasse!

Die Herren hatten, ähnlich wie die Damen, nur wenige Wochen vor dem Turnier damit begonnen, eine Mannschaft zusammenzustellen. Nichtsdestotrotz spielten auch sie einen wirkungsvollen, schnellen und torreichen Fußball! Nicht ohne Grund haben wir drei Spiele haushoch gewonnen. Erst harte Fouls und schließlich ein unbegründeter Elfme-



Oberschlesische Trachten und Fahnen durften nicht fehlen.

ter haben uns gestoppt. Aus den Gesprächen haben wir im Nachhinein erfahren, dass die Sorben, die Südtiroler und hier ganz besonders die Friúler, welche letztendlich das Turnier gewonnen haben, vor uns geradezu Angst hatten. Im Übrigen haben sie genauso hart gegen die Occitánier gespielt, was am Ende in einer Massenschlägerei auf dem Spielplatz endete! Gewonnen haben sie trotzdem.

An dieser Stelle möchte ich meinen Dank an alle Spender und Unterstützer aussprechen. Es waren: das Haus des deutschen Ostens (München), FUEN, HENKEL, der Bayerische Landtag, das Bundesministerium des Innern und für die Heimat, Samorzad Wojewodztwa Śląskiego, Województwo Śląskie, und der Śląski Związek Piłki Nożnej. Ohne ihre Unterstützung wäre diese fantastische Reise nicht zustande gekommen! Abermals, herzlichen Dank!

Zu guter Letzt möchte ich mich noch bei zwei Personen gesondert bedanken. Zunächst wäre da unser guter Busfahrer, Herr Grzegorz Szydło. Er hat uns nicht nur äußerst zuverlässig überall hin- und hergefahren! Er hat uns immer beim Be- und Entladen unser Bälle, Trikots und Ausrüstung geholfen! Auch beim Aufhängen unserer Banner und Fahnen war er immer dabei. Immer geduldig und lustig wurde er zum Mitglied unserer Gruppe!

Zuallerletzt möchte ich mich beim Organisator und Leiter unseres Teams, Herrn Martin Lipka, ganz besonders bedanken. Sein unermüdlicher Einsatz, ein Jahr voller Vorbereitung, Verhandlungen in Polen aber auch in der BRD, unzählige Gespräche und Termine führten letztendlich dazu, dass wir mit einem als solchen gekennzeichneten Mannschaftsbus des FC DFK Oberschlesien fahren (keine einzige Mannschaft hatte so was)! Auch für große Banner des FC DFK Oberschlesien und deutsche Fahnen hat er gesorgt! Wir bekamen wunderschöne neue Trikots in Blau und Gelb! Auch andere Mannschaften waren elegant gekleidet. Alles, absolut alles lief gänzlich reibungslos, war fantastisch durchdacht und ausgeführt. Alles hat geklappt und es gab keine einzige Panne! Herzlichen Dank, lieber Martin! Das war meisterhaft! Ohne Dich wäre das nicht gegangen!

Ich möchte mich auch persönlich bedanken. Eine solch tolle Stimmung habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Darüber hinaus kann ich reinen Gewissens behaupten, dass unsere Mannschaften würdig und stolz unsere oberschlesische Heimat vertraten. In Zukunft werden sie sich ganz bestimmt stark steigern. Das Potenzial ist da! Ich bin froh und dankbar, dass ich dabei sein durfte und dass ich auch einen kleinen Baustein dem Gelingen hinzufügen konnte!

Junge Deutsche aus 12 Ländern

Erfolgreiches 10. Internationales Sommercamp 2024

Franciszka Dzumla

Vom 9. bis 20. Juli 2024 fand die zehnte, jubiläumsfeierliche Ausgabe des Projekts „Internationales Sommercamp 2024“ statt, die junge Vertreter der deutschen Minderheit aus verschiedenen Teilen Europas und Asiens zusammenbrachte. An der Veranstaltung nahmen Jugendliche aus 12 Ländern (Polen, Kasachstan, Kirgisistan, Litauen, Lettland, der Slowakei, Tschechien, Rumänien, Ungarn, Serbien, Georgien und der Ukraine) teil und waren nach Warschau angereist. Hauptorganisator des Projekts war der Bund der Jugend der Deutschen Minderheit (BJDM), der durch das Bundesministerium des Innern und für Heimat (BMI) erheblich finanziell gefördert wurde. Der BJDM spielte bereits bei der ersten Ausgabe dieses Projekts vor 10 Jahren eine entscheidende Rolle. Mitorganisatoren des Sommercamps 2024 waren das Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) und das Goethe-Institut. Das Projekt gewann anlässlich seines 10-jährigen Bestehens besondere Bedeutung. Sein Ziel war es, Jugendliche aus verschiedenen Ländern zusammenzubringen,



Der Höhepunkt des Sommercamps war die Abschlussgala des Projekts in der Deutschen Botschaft in Warschau.
Fotos: BJDM

um ihre kulturelle Identität durch Lernen, thematische Workshops und den Aufbau internationaler Freundschaften zu stärken.

Das Projekt brachte 70 junge Menschen im Alter von 14 bis 17 Jahren zusammen, die während der gesamten Projektlaufzeit von einem erfahrenen Team von Leitern und Betreuern unterstützt wurden. Das Team bestand aus dem Projektleiter, fünf Betreuern und fünf Workshop-Leitern, die nicht nur für die Sicherheit der Teilnehmer sorgten, sondern sie auch in ihrer persönlichen und schulischen Entwicklung inspirierten. Warschau, als Gastgeber der diesjährigen Edition, bot eine außergewöhnliche Umgebung für Entwicklung und Integration. Die Teilnehmer hatten die Möglichkeit, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern und verschiedene Aspekte der Kultur der deutschen Minderheit kennenzulernen, sowohl durch alltägliche Interaktionen als auch durch Workshops, die interkulturelle und demokratische Werte förderten und die Bedeutung von Verständnis und Respekt für Vielfalt betonten.

Das Programm des Sommercamps umfasste nicht nur Lernen, sondern auch zahlreiche Attraktionen, die den Teilnehmern lange in Erinnerung bleiben werden. Besichtigungen historischer Stätten in Warschau, Kulturabende, bei denen die Jugendlichen die Traditionen ihrer Länder präsentierten, sowie interaktive Teamspiele waren nur ein kleiner Teil des umfangreichen Programms. Die Teilnehmer nahmen auch an künstlerischen Workshops, Diskussionen über die Identität der Minderheit und die Herausforderungen der modernen Welt teil und hatten die Gelegenheit, sich in verschiedenen Aufgaben zu versuchen, die



Die Jugendlichen hatten auch Spaß bei den selbst ausgedachten Disziplinen bei der Sommercamp-Olympiade.



Die Teilnehmenden hatten auch die Möglichkeit, die wichtigsten Sehenswürdigkeiten von Warschau zu besuchen.

Führungsfähigkeiten und die Zusammenarbeit in einem internationalen Umfeld förderten. Eine der spannendsten Initiativen war die „Camp-Olympiade“, bei der die Teilnehmer in kreativen Disziplinen, die von den Workshop-Leitern entwickelt wurden, gegeneinander antraten, was für viel Spaß sorgte und die Integration förderte.

Der Höhepunkt des Sommercamps 2024 war die feierliche Abschlussgala in der Deutschen Botschaft in Warschau, an der Teilnehmer, Organisatoren und zahlreiche hochrangige Gäste teilnahmen, darunter Natalie Pawlik, die Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, sowie Tomasz Szymański, der polnische Staatssekretär für internationale Zusammenarbeit. Sowohl Pawlik als auch Szymański, die als Ehrenschildherren der Veranstaltung fungierten, betonten die Bedeutung der internationalen Zusammenarbeit und der Integration von Jugendlichen der deutschen Minderheit.

Dank der Unterstützung vieler Organisationen erlangte das „Sommercamp 2024“ breite Anerkennung und wurde zu einer Plattform für den Austausch von Erfahrungen und Ideen, die zweifellos in zukünftigen Initiativen Früchte tragen werden. Obwohl das Projekt nur 10 Tage dauerte, werden seine Ergebnisse und die Erinnerungen der Teilnehmer noch lange nachwirken und die jungen Menschen dazu ermutigen, sich weiterhin für die deutsche Minderheit und die internationale Zusammenarbeit zu engagieren.

Erfolgreiches Projekt Jugendbox

Sebastian Gerstenberg

Das Projekt Jugendbox, das im Jahr 2015 zum ersten Mal stattfand, wird sowohl von den Teilnehmenden als auch vom Publikum als äußerst erfolgreich wahrgenommen. Dieses innovative Theaterprojekt ermöglicht den Jugendlichen der deutschen Minderheit nicht nur, an der Erarbeitung eines Theaterstücks und dessen Aufführung mitzuwirken, sondern bietet auch die Möglichkeit, in das Gewerk der Bühnenkunst mit allen Facetten einzutauchen, d. h. Stückeschreiben, Dramaturgie, Schauspielkunst, Bühnenbild, Kostümdesign und Plakatgestaltung. Es ermöglicht den Teilnehmenden auch, ihre deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern, was ebenfalls eines der wichtigsten Elemente dieses Projekts ist.

Das Projekt, das mit Mitteln des Bundesministeriums des Innern und für Heimat über den Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen gefördert wird, umfasst 80 Unterrichtsstunden. In der Endphase, Anfang Dezember, werden die erarbeiteten Vorführungen in den jeweiligen DFKs als Kulturereignis präsentiert und schließlich treten die Gruppen mit ihren Inszenierungen während des Theaterfestivals im Kulturzentrum in Oberglogau gegeneinander an.

Die Aktivitäten im Rahmen dieses Projekts beschränken sich nicht nur auf das Theaterfestival in Oberglogau, sondern erstrecken sich auch auf andere Veranstaltungen. Die Jugendlichen beteiligen sich am Internationalen Deutschsprachigen Theaterfestival in Osijek, Kroatien, das von der dort tätigen Deutschen Gemeinschaft organisiert wird. Die diesjährige Edition, die vom 22. bis 25. Juni 2024 stattfand, bot eine hervorragende Gelegenheit, neue Bekanntschaften zu knüpfen und Erfahrungen mit Theatergruppen aus Kroatien, Rumänien, Ungarn und Serbien auszutauschen. Die Theatergruppe Jugendbox aus Oberglogau präsentierte während der Veranstaltung ihr selbst geschriebenes und gespieltes Stück „VIDEOTHEK“. Während des Festivals nahmen alle auch an verschiedenen Theaterworkshops teil. Diese Workshops ermöglichten es ihnen, ihre Fähigkeiten in den Bereichen



Theaterworkshop in Heilsberg

Foto: Sebastian Gerstenberg

Bühnenbewegung und Kreativität zu verbessern und sich mit anderen Teilnehmern zu integrieren.

Im Rahmen des Projekts Jugendbox werden auch Theaterworkshops in Heilsberg vom VdG veranstaltet. In diesem Jahr, vom 28. Juli bis 04. August 2024, lernte eine Gruppe von Jugendlichen aus den Woiwodschaften Oppeln und Schlesien die Geheimnisse des japanischen Theaters (Kamishibai), der Bühnencharakterisierung, des Einsatzes der Stimme auf der Bühne, der Kreistanztechnik kennen und besichtigte Heilsberg, Hohenstein, Danzig und Grunwald. Es gab auch Solegraderwerke, Thermen, Workshops über die Dienstarbeiten in einer Burg aus dem 19. Jahrhundert und viele andere Attraktionen.

„Neben dem theatralischen und sprachlichen Aspekt fordert das Projekt Jugendbox die Integration und Identitätsbildung der jungen Menschen der deutschen Minderheit. Sie können sich stärker mit ihrer nationalen Identität verbunden fühlen. Darüber hinaus ermöglicht die Teilnahme an einem solchen Projekt die Integration mit anderen Mitgliedern der Minderheit, was das Gemeinschaftsgefühl stärkt. Die Arbeit an einem Theaterstück erfordert auch Zusammenarbeit, Kommunikation und die Fähigkeit, im Team zu arbeiten. Die jungen Teilnehmer lernen, Konflikte zu lösen, Ideen auszutauschen und Verantwortung

für den gemeinsamen Erfolg des Teams zu übernehmen. Regelmäßige Auftritte auf der Bühne helfen den Teilnehmern, Selbstbewusstsein aufzubauen und mit dem Stress öffentlicher Auftritte umzugehen. Dies ist eine wertvolle Erfahrung nicht nur im Kontext des Theaters, sondern auch im Alltag“, sagte der Projektkoordinator Sebastian Gerstenberg.

Zusammenfassend bietet die Teilnahme an einem solchen Projekt den jungen Menschen also Werkzeuge für sowohl künstlerische als auch persönliche Entwicklung, was ihre Position sowohl in der Minderheitengemeinschaft als auch in der breiteren Gesellschaft stärkt.

Wir laden Sie ein, sich die Theaterstücke der Jugendlichen anzuschauen, die im Rahmen des Projekts Jugendbox aufgeführt sind:

*Theaterworkshop
in Heilsberg*



Jahr für Jahr begeistern die Jugendlichen mit ihren schauspielerischen Fähigkeiten das Publikum während des Jugendboxfinals.

Foto: Jan Kruk

Runder Tisch der Universität Oppeln

„Deutsche Sprachkenntnisse sind ein starker Wirtschaftsfaktor“

Annemarie Zertisch

Vertreter verschiedenster Fachrichtungen sind am Freitag, den 12. April 2024, in der Universität Oppeln zusammengekommen, um zu diskutieren, welchen Einfluss die deutsche Sprache auf die wirtschaftliche Entwicklung der Woiwodschaft hat, wie man das Bildungssystem diesbezüglich verbessern und wie die Gestaltung eines innovativen sprachlichen Zweiges aussehen könnte.

Jeder Teilnehmer der Konferenz hatte eine andere Antwort auf die Frage, wie er Deutsch gelernt hat: Als Kind durch deutsches Fernsehen, durch deutschsprachige Verwandtschaft oder ganz klassisch auf dem Bildungsweg und durch ein Germanistik-Studium. Doch alle hatten die gleiche Antwort, als es um die Zukunft des Wirtschaftsstandortes Oppeln ging: Das Erlernen deutscher Sprachkenntnisse muss gefördert werden. Vertreter aus Wirtschaft, Kommunen und Wissenschaft haben über den Status Quo debattiert und erläutert, was geschehen muss, um den großen Vorteil ansässiger deutschsprachiger Arbeitskräfte in Oppeln zu erhalten.

Tomasz Śląski, Operation Manager bei Capita, einem Unternehmen für Beratung, Transformation und digitale Dienstleistungen, hat ein kurzes Statement bei der Konferenz abgegeben. Ihm ist vor allem die Qualität der sprachlichen Ausbildung wichtig. Oppeln sei einer von drei Standorten des Unternehmens in Polen, welcher noch ein enormes Wachstumspotenzial biete. Dies gehe nur mit dem richtig ausgebildeten Fachpersonal – sowohl auf sprachlicher als auch auf fachlicher Ebene. Durch den direkten Kontakt mit der Universität Oppeln erhofft sich Śląski einen Anstieg der Studierendenzahl und branchenübergreifende Kooperation zwischen den ansässigen Unternehmen und den Studenten. Eine innovative Plattform, wie die Konferenz am vergangenen Freitag, sei ein erster Schritt in diese Zukunft.

Das bestätigte ebenso Damian Gryga, Head of Delivery Center bei Capgemini, einem führenden Unternehmen für Beratung und Unternehmensführung im IT-Bereich. In frühester Kindheit hat er in seinem Elternhaus Deutsch gelernt und profitiert noch heute davon. Denn alle



*Internationale Konferenz über die deutsche Sprache an der Universität Oppeln
Fotos: Manuela Leibig, VdG*

fachlichen Kompetenzen hat er auf seinen Sprachkenntnissen aufgebaut und konnte sich so für eine Führungsposition qualifizieren.

Mangel an Arbeitnehmern mit Deutschkenntnissen

Neben allen Vorteilen, die sich die Region schon erarbeitet hat, bietet der Wirtschaftsstandort Oppeln leider noch zu wenig Arbeitnehmer mit guten Sprachkenntnissen. „Das liegt zum einen am schlechten Ruf der deutschen Sprache, zum anderen aber auch daran, dass die jüngere Generation einfach keinen Zugang zu diesen Kompetenzen erhält“, so Gryga. Da im Elternhaus sehr selten und in den Grundschulen nur wenig oder mancherorts qualitativ schlechter Deutschunterricht angeboten wird, sei es nicht verwunderlich, dass auf dem Arbeitsmarkt die deutschen Sprachkenntnisse eine knappe Ressource sind.

„Wir müssen lernen, stolz darauf zu sein, deutsche Sprachkenntnisse zu besitzen und daraus in Oppeln einen wirtschaftlichen Vorteil ziehen zu können. Zugleich müssen wir lernen, stolz auf die deutsche Minderheit zu sein – diese Nachricht muss bis nach Warschau dringen“, erklärt Gryga. Er wünscht sich den Einzug der deutschen Sprache in den Alltag von Kindern, ob es eine zweisprachige Erziehung ist oder qualitativ hochwertiger Unterricht in Kindergärten und Schulen. Langfristig ist eine gute zweisprachige Ausbildung sowohl für die Wirtschaft als auch für die Arbeitnehmer ein enormer Gewinn.

Position der Wissenschaft

Diese Sichtweise wurde auch aus dem akademischen Bereich von Dr. Gabriela Rykalová, Prodekanin für Wissenschaft und Internationale Beziehungen an der Schlesischen Universität in Troppau, unterstützt. Durch das universitäre Sprachniveau werden die Studenten zu enorm wertvollen Arbeitnehmern und somit zum wirtschaftlichen Gewinn der Region. Fachspezifische Kenntnisse könne man innerhalb der jeweiligen Branche erlernen, aber die deutsche Sprache fließend zu beherrschen dauert Jahre. Um die Universitäten und ihren Lehrauftrag zu unterstützen, müssen die Firmen, das Bildungssystem und die Politik Hand in Hand gehen. Nur wenn dies geschieht, kann man die Zahl deutschsprachiger Studenten ausbilden, die wiederum die Wirtschaft stärken und damit auch die Kommunen – eine Win-Win-Situation für alle Beteiligten, schließt Rykalová ihr Statement.

Diese Aussage bestätigte auch der Moderator der Debatte und Assistenzprofessor am Institut für Linguistik der Universität Oppeln, Dr. Jaroslaw Bogacki. In den letzten Jahren ist die Zahl der Studenten immer weiter zurückgegangen. Das liegt an Faktoren wie den geburtenschwachen Jahrgängen, aber auch an den politischen Umständen, beispielsweise wurde der Unterricht von Deutsch als Minderheitensprache stark



Podiumsdiskussion „Minderheiten – Demokratie – Staat. Über die Rolle der nationalen und ethnischen Minderheiten in der polnischen Demokratie“

gekürzt oder komplett gestrichen. Eine Entwicklung, die von wirtschaftlichen und akademischen Vertretern während der Konferenz kritisiert wurde. Von Seiten der Vertreter des Kuratoriums wurde zugesagt, diese Kritik weiter zu tragen und an Lösungen zu arbeiten.

Das Bild der Sprache verbessern

Ein weiterer Lösungsansatz der Universität Oppeln besteht darin, das Studienangebot rund um die deutsche Sprache so attraktiv wie möglich zu gestalten: das Studieren der deutschen Sprache in deutscher Sprache oder über die Werbung für die enorm guten Karriereaussichten der Absolventen auf Social-Media-Kanälen. Darüber hinaus muss auf überregionaler Ebene daran gearbeitet werden, das Bild der Sprache zu verbessern, sowohl bei der jüngeren Generation als auch bei den Eltern, erläutert Bogacki und sagt: „Es ist heute ganz deutlich geworden: Die Region braucht noch mehr Personen mit Deutschkenntnissen“.

***„Wir müssen lernen, stolz darauf zu sein,
deutsche Sprachkenntnisse zu besitzen
und daraus einen wirtschaftlichen Vorteil
ziehen zu können.“***

Solche Konferenzen sind ein erster Schritt, um alle Akteure an einen Tisch zu holen, gemeinsame Interessen zu finden und konkrete nächste Schritte zu planen. Grundsätzlich freue sich Bogacki aber, diese durchaus positive Entwicklung in der Region zu beobachten. Die Universität Oppeln sei gerne bereit, die Leitung zu übernehmen, wenn es darum geht, in Zukunft ein sprachliches Hub, ein Zentrum für deutsche Sprachkenntnisse, in der Region zu gestalten. „Deutsche Sprachkenntnisse sind ein starker Wirtschaftsfaktor und die Woiwodschaft Oppeln hat ihn! Investoren sind diesem Faktor gefolgt und jetzt müssen wir, alle Akteure dieser Entwicklung, gemeinsam daran arbeiten, die Zukunft zu gestalten“, fasst Bogacki die Debatte zusammen.

Rückgabe wertvoller Kirchenglocken

Geste der Versöhnung in Zeiten des angespannten deutsch-polnischen Nachbarschaftsverhältnisses

Maria Smarzoch

Der Anfang der Geschichte von Kirchenglocken lässt sich auf den Beginn des Zweiten Weltkrieges zurückführen. In den 1940er Jahren wurden die Glocken im gesamten Deutschen Reich und in den neu eroberten Gebieten beschlagnahmt und für die Zwecke der Rüstungsindustrie eingeschmolzen. Nach Kriegsende wurden über 16.000 Glocken, die vor dem Einschmelzen verschont geblieben waren, auf dem sogenannten Glockenfriedhof in Hamburg gelagert. Die meisten von ihnen wurden bis in die 1970er Jahre an ihre Heimatgemeinden zurückgegeben. Danach beschloss die britische Militärregierung, die verbleibenden rund 1.300 Glocken aus den ehemals deutschen Ostgebieten als Leihgabe an die bedürftigen Kirchengemeinden im damaligen Westdeutschland abzugeben.



*Erländer aus Polen und Deutschland vor der zurückgekehrten Glocke
in Siegfriedswalde (Żegoty)*

Fotos: Uwe Hahnkamp



*Weihung der Glocke und Informationstafel in Siegfriedswalde (Żegoty)
durch Bischof Gebhard Fürst*

So geschah es und die Glocken hingen mehrere Jahrzehnte lang in den Kirchen in den deutschen Gemeinden. Niemand stellte sich die Frage, woher sie kommen oder wie ihre Geschichte aussieht. Dies änderte sich jedoch nach über 80 Jahren, als in der Diözese Rottenburg-Stuttgart bei der Renovierung des Glockenturms eine Glocke gefunden wurde, die ursprünglich aus den heutigen Gebieten Polens stammt.

Dadurch entstand das Projekt „Friedensglocken für Europa“, das von Bischof Gebhard Fürst aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart initiiert wurde. Bei Forschungen wurden 54 Glocken entdeckt, die ursprünglich aus Gemeinden in Polen und der Tschechischen Republik kommen. Somit wanderte die erste Glocke im Jahr 2021 nach Pišť, einem Dorf im Nordosten der Tschechischen Republik an der Grenze zu Polen.

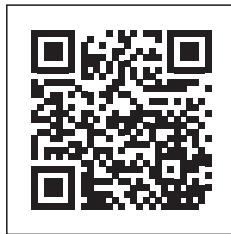
Im Jahr 2023 reiste Bischof Gebhard Fürst zusammen mit Vertretern seiner Diözese und dem Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, dessen Familie aus dem Ermland stammt, nach Nordpolen, um drei Kirchenglocken an ihre ursprünglichen Standorte zurückzubringen. Die Klänge der zurückbekommenen Glocken läu-

teten in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Frauenburg (Frombork), in St. Johannes Evangelist in Siegfriedswalde (Żegoty) und St. Katharina in Dietrichsdorf (Straszewo).

Die Delegation wurde von den Bewohnern der Ortschaften mit Freude und Herzlichkeit empfangen. Für alle war das ein sehr wichtiger Moment in der Geschichte, auch für Winfried Kretschmann. Dessen Eltern und drei ältere Geschwister waren 1945 auf der Flucht. Das jüngste der drei Kinder starb dann jedoch an den Folgen dieser Ereignisse. Während der Rückgabe der Glocken sagte Winfried Kretschmann: „Heute können wir in Frieden hierherkommen. Wir sind versöhnt. Wir sind heute Partner und Freunde in der Europäischen Union und die schweren Wunden sind geheilt worden. Und das ist ein sehr starkes Symbol mit diesen Glocken. Sie stellen eine Verbindung zwischen Himmel und Erde dar. In diesen Zeiten müssen wir immer an uns arbeiten, um den Frieden zu bewahren. Aber wir müssen auch solidarisch sein, wenn er bedroht ist – insofern sind in schweren Zeiten diese Glocken, die hier wieder erklingen, wo sie immer geklungen haben, ein großes Zeichen der Verbundenheit über Generationen hinweg und so etwas stärkt uns alle im Zusammenhalt“.

Trotz der angespannten deutsch-polnischen Nachbarschaftsbeziehungen brachte dieses Handeln der Kirche Polen und Deutschland wieder zusammen. Die Geste wird daher als ein Symbol der Versöhnung, des Friedens und Verständnisses zwischen den beiden Ländern angesehen. Solche Handlungen lassen sich in heutigen Zeiten umso mehr schätzen.

Mehr über das Projekt „Friedensglocken für Europa“ erfahren Sie hier:



Die Wunde schließen

Interview mit dem VdG-Vorsitzenden Rafał Bartek über den Deutschunterricht seit Herbst 2024

Nach einer Verordnung von Bildungsministerin Barbara Nowacka wird Deutsch als Minderheitensprache seit dem 1. September 2024 wieder drei Stunden pro Woche unterrichtet. Darüber und über die Folgen der zweijährigen Diskriminierung sprach der VdG-Vorsitzende Rafał Bartek in einem Interview mit Krzysztof Świerc.

Herr Vorsitzender, wir können schon jetzt sagen, dass die monatelange Stigmatisierung von Kindern, die den Unterricht in Deutsch als Minderheitensprache besuchen, zu Ende ist.

Zunächst einmal ist zu betonen, dass unsere Kinder nun wieder die gleichen Rechte erhalten haben wie andere Kinder der in Polen lebenden nationalen und ethnischen Minderheiten. In den vergangenen zwei Jahren hatten wir eine bizarre Situation. Die Kinder ukrainischer, litauischer, weißrussischer oder anderer Minderheiten hatten Zugang zu drei Stunden Schulunterricht ihrer Muttersprache, genau wie zuvor, nur unsere Kinder wurden dessen beraubt und auf eine Stunde beschränkt. Glücklicherweise liegt dies nun hinter uns. Es kehrt Normalität ein. Deutsch als Minderheitensprache wird wieder drei Stunden pro Woche unterrichtet. Allerdings ist die Tatsache, dass eine solche Ungleichheit stattgefunden hat, sehr schmerzhaft. Es hätte nie passieren dürfen und wird hoffentlich nie wieder passieren.

Die Wunde ist jedoch schmerzhaft und tief. Wird es Ihrer Meinung nach lange dauern, bis sie verheilt ist?

Ich befürchte, dass wir noch lange mit den Folgen zu kämpfen haben werden, denn die Begrenzung des Sprachunterrichts unserer Kinder auf eine Stunde pro Woche hat eine Reihe negativer Auswirkungen. Sie hat unter anderem dazu geführt, dass die Deutschlehrer an vielen Schulen in anderen Funktionen eingesetzt wurden, also andere Arbeit machten. Mehr noch, viele von ihnen haben Deutsch in der



VdG-Vorsitzender Rafał Bartek

Foto: VdG

Hierarchie ihrer beruflichen Präferenzen zurückgestuft und sind eher Historiker, Biologen oder Mathematiker geworden, weil sie festgestellt haben, dass eine Stunde Deutsch ihnen keine Festanstellung verschafft! Jetzt muss die Stellung des Deutschen in der Lehrerhierarchie wiederhergestellt werden, damit es seine frühere Position wieder einnimmt, was nicht einfach sein wird.

Und das ist nicht das einzige Problem.

Das stimmt. Es geht auch um das Prestige der deutschen Sprache. In einer Zeit, in der das Englische dominiert, müssen wir dafür kämpfen, dass die deutsche Sprache weiterhin als wichtig angesehen wird. Aber in den letzten zwei Jahren versuchte der Staat, die Kinder, ihre Eltern und die Lehrer davon zu überzeugen, dass Deutsch nicht wichtig ist. Um das Prestige und das Bewusstsein, dass es doch anders ist, wiederherzustellen, liegt jetzt also eine Menge Arbeit vor uns, die auch viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Daher wird es meiner Meinung nach mehr als zwei Jahre dauern, bis die Wunde geheilt ist, die durch die Einschränkung des Unterrichts von Deutsch als Minderheitensprache entstanden ist. Wir stehen somit vor einer sehr ernststen Herausforderung, was aber nichts daran ändert, dass wir froh sind, dass diese traurige und unangenehme Zeit vorbei ist.

Wie Sie erwähnt haben, sind von den Auswirkungen der Diskriminierung nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer betroffen, sodass einige Schulen nun vor einer organisatorischen Herausforderung stehen. Aus diesem Grund hat der VdG bereits Ende Januar dieses Jahres die Gemeinden in den drei Woiwodschaften, in denen Deutsch als Minderheitensprache unterrichtet wird, nach der Personalsituation in den Schulen gefragt, für die die Gemeinden federführend sind. Die gleiche Anfrage wurde im August 2024 an die Gemeinden gerichtet. Welche Schlussfolgerungen wurden gezogen?

Wir sammeln die Rückmeldungen derjenigen, die auf unsere Anfragen geantwortet haben. Die erste Analyse zeigt, dass viele Schulen dieses Problem einigermaßen im Griff haben. Vor allem in der Woiwodschaft Oppeln, wo eine Reihe von Gemeinden beschlossen hat,

durch die Diskriminierungsphase hindurch zusätzliche Stunden für den Deutschunterricht einzurichten. Das hat dazu geführt, dass es dort heute keinen Lehrermangel gibt, aber es ist auch eine Tatsache, dass es Berichte über Lehrermangel gibt. Ich glaube allerdings, dass ein Teil der Schulgemeinschaft noch wartet und hofft, dass die Lehrer kommen, sodass wir wahrscheinlich auch im September noch Signale zu diesem Thema erhalten werden. Wir brauchen also noch etwas Zeit, um genau zu wissen, wie sich die Situation in den einzelnen Schulen darstellt.

Gibt es etwas, das Ihnen Sorgen bereitet?

Im Allgemeinen gibt es einen Mangel an Lehrern im Bildungswesen, und ein Kind lernt für den Lehrer. Wenn ein Lehrer also ein wenig zufällig ist, könnte die Qualität des Unterrichts darunter leiden, und das ist der Effekt, den ich befürchte. Schließlich haben die Schulen Personalprobleme und könnten deshalb so gut wie jeden nehmen. Ich sage das ganz bewusst, weil ich weiß, dass unsere regionalen Hochschulen in den letzten Jahren keinen Germanistennachwuchs hervorgebracht haben, und die, die heute Germanistik studieren, gehen in der Regel in andere Branchen, nicht in den Schuldienst. Das ist nicht gut für die Sprache, den Unterricht und die Schulen und gibt uns Anlass zu großer Sorge. Deshalb haben wir in letzter Zeit unsere Zusammenarbeit mit einigen Hochschulen intensiviert. Wir versuchen, uns gemeinsam für diesen Beruf einzusetzen, da er nicht nur für die Minderheiten, sondern auch für die Region, in der die Minderheiten leben, von großer Bedeutung ist.

Müssen Schüler der Klassen 7 und 8 weiterhin auf Deutsch als Minderheitensprache verzichten, wenn sie in der 8. Klasse Deutsch als Prüfungsfach wählen?

Sobald Ministerin Lubnauer und Ministerin Barbara Nowacka ein Ende der Diskriminierung signalisiert haben, haben wir das Problem, das 2018/2019 begonnen hat, nämlich die Unmöglichkeit, den Unterricht von Deutsch als Fremdsprache mit Deutsch als Minderheitensprache zu kombinieren, sofort angemahnt und darauf hingewiesen. Leider konnten wir dieses Problem bis heute nicht lösen. Angeblich gibt es auf

ministerieller Seite Verständnis dafür, was Ministerin Lubnauer angedeutet hat, aber bis heute haben wir keine Lösung, die dieses Verbot beseitigen oder eine neue Lösung einführen würde. Bei unseren Treffen mit Ministerin Lubnauer haben wir die Möglichkeit erörtert, neue Lösungen in diesem Bereich einzuführen. Wir haben zum Beispiel vorgeschlagen zu prüfen, ob Kinder, die eine Minderheitensprache lernen, vom Unterricht in einer zweiten Fremdsprache befreit werden können usw. Ich habe versucht, die Ministerin davon zu überzeugen, denn schließlich müssen wir uns vom Wohl des Kindes und der Wirksamkeit des Unterrichts leiten lassen.

Sie haben wiederholt betont, dass es keine Kunst ist, den Kindern im Stundenplan viele Verpflichtungen aufzuerlegen und sich nicht um die Wirksamkeit dessen zu kümmern, was am Ende passiert.

Ja, wenn wir den Kindern die Möglichkeit geben, eine Minderheitensprache vom ersten Jahr der Grundschule an zu lernen, dann sollte der Staat daran interessiert sein, dass die Kinder die Grundschule mit den bestmöglichen Kenntnissen der Minderheitensprache verlassen. Wir haben es hier mit einer bizarren Situation zu tun. Der Staat unterstützt diesen Prozess bis zur sechsten Grundschulklasse und interessiert sich dann nicht mehr dafür, was danach geschieht. Die Folge: Die Kinder entwickeln sich sprachlich nicht weiter, sondern machen oft Rückschritte! Das ist schade, denn es liegt auch im Interesse des polnischen Staates, eine Lösung zu finden, die diesem Prozess irgendwann ein Ende setzt. Ich möchte hinzufügen, dass ich auf ministerieller Seite die Bereitschaft sehe, dieses Thema zu diskutieren, aber es fehlt uns noch eine Plattform, um gemeinsam mit den Minderheiten nach Lösungen zu suchen und diese dann auch umzusetzen.

Republik Polen ehrt Horst Ulbrich

Alfred Theisen

Das Kultusministerium Polens hat am 9. August in Breslau Horst Ulbrich, Vorsitzender des Deutschen Freundschaftskreises (DFK) im Glatzer Bergland für seine vielfältigen Aktivitäten mit dem Verdienstorden der Republik Polen ausgezeichnet. Die Übergabe fand in feierlichem



Horst Ulbrich (li.) erhielt den polnischen Verdienstorden von Piotr Kozdrowicki vom Ministerium für Kultur und Nationalerbe in Warschau.

Foto: privat

Rahmen im Saal des niederschlesischen Landtages (Sejmik) in Breslau statt, wobei die Verdienste von Horst Ulbrich gewürdigt wurden. So habe er den DFK in Glatz zu einer außerordentlich aktiven und erfolgreichen Vereinigung entwickelt, die in Kooperation mit den polnischen Nachbarn das kulturhistorische Erbe der Region pflegt, Deutschunterricht anbietet, das ganze Jahr über gesellige, kirchliche und kulturelle Veranstaltungen durchführt und eine vorbildliche Jugendarbeit leistet. Mit regionalen Partnern organisiert er seit Jahren zum Beispiel das Ignaz-Reimann-Festival, die Sanierung von Denkmälern oder Initiativen zur Würdigung von bedeutenden Persönlichkeiten aus der Region wie den Schriftsteller Joseph Wittig oder den von den Nationalsozialisten ermordeten Märtyrerpriester Gerhard Hirschfelder. Ein besonderes Anliegen sind für Horst Ulbrich intensive soziale Aktivitäten: So unterstützt der von ihm geleitete DFK in Zusammenarbeit mit dem deutschen Malteser Hilfsdienst und anderer Sponsoren Krankenhäuser, Kinderheime und alleinstehende Hilfsbedürftige und Flüchtlinge aus der Ukraine. In seiner Dankesrede ging Horst Ulbrich ausdrücklich auf die Unterstützer und Förderer vor Ort aber auch in Deutschland und Österreich ein, die dem DFK Glatz und ihm die vielfältigen Aktivitäten erst ermöglicht haben. Vor allem die Zusammenarbeit mit den konsularischen Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland in Schlesien, die Vernetzung mit den Strukturen der vertriebenen Glatzer und deren Großdechant Franz Jung und tatkräftige Unterstützer aus den Reihen seines DFK hätten den erfolgreichen Einsatz ermöglicht.



IN MEMORIAM



Die Letzte, die noch schlesisch „pauerte“

In memoriam Steffi Wróbel

Manuela Leibig

Wenn man heute von der schlesischen Mundart spricht, denken viele sofort an Oberschlesien und den slawischen Dialekt. Die schlesische Sprache, die in Niederschlesien gesprochen wurde, ist nach dem Zweiten Weltkrieg in Schlesien fast ausgestorben, da ja die meisten Menschen, die des Dialekts mächtig waren, vertrieben wurden. Daher möchten wir Ihnen Steffi Wróbel, geborene Fuhrmann, vorstellen, die in Schlesien lebte und wohl die Letzte war, die noch schlesisch „pauerte“.

Steffi Wróbel wurde im Jahr 1929 in Königlich-Dombrowka geboren und starb am 16. September 2023 in Silsterwitz. Sie schrieb Gedichte in schlesischer Sprache: „Die müssen irgendwie mit unserer Gegend zu tun haben. Das erste Gedicht handelte von Klein Silsterwitz, dem Ort, wo wir lebten. Dort hängt mein Herz bis heute. Ich träume fast jede Nacht, ich bin in Klein Silsterwitz, da habe ich so vieles erlebt“, erzählte Steffi Wróbel. In der Schule mussten die Kinder hochdeutsch sprechen: „Ich habe das so schnell von den Kindern im Dorf gelernt. Und wenn ich nach Hause kam und vergessen habe, dass ich hochdeutsch sprechen soll, da hat mir die Mutter immer eine gewischt. ‚Pauern‘, bedeutet so viel wie, mówi jak chlop‘.“ Doch die Gesprächspartner in der Sprache aus den Kindertagen sind alle vertrieben oder ausgereist: „Mit allen konnte ich den Dialekt sprechen. Doch die sind alle schon tot. Als meine Freunde zu Besuch kamen, da haben wir auch gepauert. Hier ist niemand mehr, der mich verstehen würde. Wenn ich mich manchmal so vergesse, da pauere ich eigentlich vor mich hin“, so erzählte Steffi Wróbel.

Kindheit

Der Vater von Steffi Fuhrmann war Förster im Staatsforst und wurde oft dienstlich innerhalb von Niederschlesien versetzt. Das Leben der kleinen Steffi war geprägt vom Umziehen, sie musste in der Schule immer wieder neue Freundinnen gewinnen. Ab 1936 lebte die Familie

*Steffi Wróbel**Foto: Dariusz Panza, Schlesien Journal*

in Klein Silsterwitz. „Bei uns im Dorf hatte der Sohn aus dem Gasthaus eine Ziehharmonika bekommen. Und da lief er gleich durchs Dorf und dudelte herum, aber er konnte doch nicht spielen. Da habe ich ihn gebeten, mir die Ziehharmonika zu borgen. Ich habe sie mir umgehängt und ich hab sofort eine Melodie gespielt! Und sogar gleich mit Bass! Und da bin ich reingerannt zu meiner Mama, und hab gesagt: ‚Ich kann spielen! Ihr müsst mir auch so eine kaufen!‘“ Zu Weihnachten bekam Steffi eine Pappziehharmonika für Kinder, aber sie wünschte sich eine echte. Zum 10. Geburtstag löste sie ihr Sparbuch ein, die Eltern legten etwas dazu und ihr Traum wurde erfüllt. Sie spielte nach Gehör, eine Musikschule kam für ihre Eltern nicht in Frage. Von einer Nachbarin bekam Steffi auch ein Schifferklavier geliehen. Doch das Glück dauerte nicht lange: „Dann haben mir die Russen 1945 gleich beides geklaut. Alles war weg.“

Zäsur 1945

In Klein Silsterwitz erlebte Steffi Fuhrmann den Krieg und die Front, hier wurde sie erwachsen. Im August 1945 bekam der junge polnische Förster Eugeniusz Wróbel die Försterei zugewiesen. „Er hat beim Anschauen unserer Försterei gemerkt, dass die Mama Polnisch versteht, weil sie Wasserpolnisch gesprochen hat. Er sagte, dass sie keine Angst haben soll, dass wir hier wohnen bleiben können, denn er braucht jemanden, der ihm den Haushalt führt, während er seiner Arbeit im Wald nachgeht. Und so sind wir eben geblieben“, erinnerte sich die damals 16-jährige Steffi. „Der Wróbel hatte von Anfang an ein Auge auf mich. Aber ich habe da einen Jungen gehabt, aus dem Nachbardorf, den habe ich so gerne gehabt. Aber wir durften dann ja keinen Kontakt mehr haben, dann wurde er ausgesiedelt“, schwelgte Steffi Wróbel in Erinnerungen.

Ein Pole heiratete 1947 eine Deutsche

Die Eltern von Steffi dachten an eine Ausreise nach Deutschland, doch auf den Transportlisten waren sie nicht drauf. „Ich sagte ihnen, sie können fahren, aber ich bleibe hier! Ich wollte nicht weg. Aber ich war noch nicht bis über beide Ohren verliebt. Nein, wirklich nicht. Wir hatten so viel Angst, so viel Flucht hinter uns und wir wussten nicht, was auf uns in der Fremde noch zukommt“, erinnerte sich Steffi. So blieb die ganze Familie in Klein Silsterwitz in der Försterei. „Der Wróbel wollte mich nirgendwo alleine hingehen lassen, er hat auf mich aufgepasst wie auf einen kleinen Hund. Und das hat mich schon geärgert. Ich sagte ihm: ‚Heirate mich, oder lass mich in Ruhe!‘ Als Ehefrau würde ich was zu sagen haben, und nicht, als so eine służąca!“. Im Oktober 1947 heiratete Eugen Wróbel Steffi Fuhrmann. Das Leben nahm langsam seinen Lauf.

Abitur mit 41 Jahren

Die polnische Sprache war für Steffi kein Hindernis, sie las polnische Bücher, vor allem die von Sienkiewicz gefielen ihr sehr. Steffi Wróbel wurde vom Pfarrer in Groß Silsterwitz gebeten, in der Kirche zu spielen. Mit dem Fahrrad radelte sie, an der Galgeneiche vorbei, in die Kirche: „Weil die jungen Weiber aus Groß Silsterwitz gegen mich gestichelt ha-

ben, mich als ‚niemca‘ bezeichneten, beschloss ich, das hinzuschmeißen. Wir setzten uns in die Bank, wo wir auch zu deutschen Zeiten saßen. Und da kamen die angerannt und haben mich gebeten, ich soll doch raufkommen. Na ja, und da sind wir eben rauf.“ Ab Pfingsten 1947 spielte sie fast 10 Jahre lang bei den Messen in Groß Silsterwitz. Dann zog die Familie nach Zobten, in ein neu erbautes Haus, das Steffi mit ihrem Ehrgeiz, trotz Materialmangel, erbauen ließ. Sie besuchte die Försterabendschule in Militsch und schrieb mit 41 Jahren ihr Abitur: „Ich dachte, dass ich so viel noch in mir habe, um das zu schaffen. Ich wurde extra etwas mehr von den Lehrern abgefragt, weil ich doch eine Deutsche bin, aber ich freue mich, dass ich es geschafft habe.“

Die Heimatsänger

Zufällig erfuhr Steffi Wróbel von der Existenz der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau. Zwei Mal fuhr sie nach Breslau, um den Sitz der Gesellschaft zu suchen und wurde schließlich fündig. Sie schrieb sofort sich und ihre Töchter in die Gesellschaft ein. Im April 1992 verabredeten sich die Mitglieder zu einem Treffen, bei dem gesungen wurde. So entstand der Chor „Die Heimatsänger“. „Wir sangen die Lieder, die wir im Kopf hatten, Volkslieder. Es gab ja damals keine Liederbücher“, so sagte Steffi Wróbel. Mit der Ziehharmonika begleitete Steffi die Auftritte der Heimatsänger in Polen und in Deutschland, fast 30 Jahre lang. Musik und die Liebe zu ihrer Heimat Schlesien heiterten Steffi Wróbel ihr Leben lang auf: „Ich hab ja ein schweres Leben gehabt, habe aber dann zu Gott gebetet und zu meiner Musik bin ich geflüchtet, und da bin ich immer irgendwie rausgekommen aus den Löchern“, sagte Steffi Wróbel und lachte.

Literaturempfehlung:

Steffi Wróbel: Jestem Niemką w Polsce: fragment mojego życia. Steffis Geschichte: Ich bin eine Deutsche in Polen, Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau, 2008-2013.

Für Gott und die Menschen

In memoriam Prälat Wolfgang Globisch

Rudolf Urban

Prälat Wolfgang Globisch stand als Symbol für die deutsch-polnische Aussöhnung und für die Belebung der deutschen Sprache in der Liturgie und im Alltag der deutschen Minderheit in Oberschlesien hat er Historisches geleistet. Am 31. Dezember 2023 ist er wenige Tage vor seinem 91. Geburtstag gestorben.

Prälat Globisch wuchs bis zu seinem zwölften Lebensjahr in Sakrau (heute Stadtteil von Oppeln) in einer ländlichen Umgebung auf. Feld- und Stallarbeit war er gewohnt und für Kräuterkunde hat er sich auch später im Neisser Priesterseminar interessiert, besonders für die Lehre von Sebastian Kneipp. Wolfgang Globisch wäre womöglich Landwirt geworden, wäre er nicht mit zwölf Jahren ins Kleine Seminar gekommen. „Der Leiter des Knabenseminars, ein Werbisten-Pater, ein sehr jugendbewegter Mann, hat es verstanden, uns Jungen für das Priestertum zu begeistern. Durch Sport, Spiele, Gymnastik und im Religionsunterricht hat er immer wieder drauf hingewiesen, wo wir am glücklichsten sein könnten“, erinnerte sich Prälat Globisch, der am 3. Februar 1933 in der Heiligkreuz-Kirche zu Oppeln (der heutigen Kathedrale) getauft, am 1. Juni 1944 durch Kardinal Bertram in der Oppelner Peter und Paul-Kirche gefirmt und am 17. Juni 1956 erneut in der Oppelner Kathedrale zum Priester geweiht wurde.

Seelsorger der verbliebenen Deutschen

Die Anfangsjahre als Geistlicher in der damaligen Volksrepublik Polen, waren für den deutschen Oberschlesier schwer, doch in die Bundesrepublik Deutschland wollte Wolfgang Globisch nicht gehen. „Meine Mutter, die kein Polnisch sprach und deren sämtliche Verwandten in Deutschland waren, drängte, dass wir auch nach Deutschland gehen. Aber ich sagte, solange hier unsere Landsleute sind, kann ich nicht weggehen“, erinnerte sich der Geistliche.



Prälat Wolfgang Globisch war Minderheitenseelsorger im Bistum Oppeln, Begründer der Caritasbibliothek und der Schlesienseminare im Schloss Groß Stein.

Foto: Rudolf Urban

Und so blieb Wolfgang Globisch in Oberschlesien, betreute die hiesigen Gläubigen unter anderem als langjähriger Pfarrer von Colonnowska und engagierte sich im Rahmen der Arbeit der „Aktion Sühnezeichen“ in den 1960er Jahren für eine polnisch-ostdeutsche Aussöhnung.

Als sich der Sozialismus dem Ende neigte und die Deutschen in Oberschlesien sich organisieren konnten, wurde der damalige Pfarrer Wolfgang Globisch von Bischof Alfons Nossol damit beauftragt, im Bistum Oppeln die Minderheitenseelsorge in deutscher Sprache aufzubauen. Er war der Initiator der Erstellung des zweisprachigen Gebetbuches

„Weg zum Himmel“, organisierte Kurse für Lektoren und Organisten und musste mitunter bei einigen seiner Priesterkollegen Überzeugungsarbeit leisten, damit sie deutschsprachige Gottesdienste einführen. Immer war für ihn aber wichtig, dass der Altar verbinden und nicht trennen dürfe, weshalb Prälat Globisch die zweisprachige, deutsch-polnische Form der Gottesdienste bevorzugte. Traditionell am ersten Juni-Wochenende führte er nach dem Abschütteln der sowjetischen Diktatur jährliche Minderheiten-Wallfahrten zum Sankt Annaberg und später die Drei-Nationen-Wallfahrt zum nach 1989 wieder neu errichteten Gnadenort Maria Hilf in Zuckmantel im ehemals österreichischen und heute tschechischen Schlesien ein.

Sprache und Kultur

Neben dieser Tätigkeit verschrieb sich Globisch auch den Büchern. Er wollte schon früh den Menschen deutschsprachige Literatur näherbringen – so entstand die Caritas-Bibliothek in Oppeln, die heute als Eichendorff-Bibliothek bekannt ist. Von dort aus wurden mehrere Filialen in unterschiedlichen Orten der Region mit deutschen Büchern versorgt, ebenso wie von ihm Bibliotheksbusse auf Reisen in entlegene Dörfer geschickt wurden, in denen es keine öffentlichen Bibliotheken gab. Deutschsprachige Kinder- und Jugendbücher fanden so weite Verbreitung und viel Großeltern konnten durch das Vorlesen spannender Märchen und Geschichten die deutschen Sprachkenntnisse ihrer Enkel erweitern.

Darüber hinaus war Prälat Globisch Mitinitiator der Schlesienseminare auf Schloss Groß Stein mit Vorträgen zu Themen der Gegenwart und Vergangenheit der Region, die heute hauptsächlich vom Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit organisiert werden. Dass ich mein Leben in den Dienst der Mitmenschen und der Versöhnungsarbeit gestellt habe, was eigentlich Aufgabe aller Priester ist, wurzelt darin, dass ich selbst sehr viel Hilfe erfahren habe“, betonte Wolfgang Globisch.

Von Deutschland geehrt

Sein Einsatz für den Zusammenhalt der deutschen Volksgruppe in Oberschlesien und den Erhalt ihrer sprachlich-kulturellen Identität wurde auch von deutscher Seite gewürdigt. So ist Prälat Wolfgang Globisch 2010 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. In diesem Jahr legte er auch sein Amt als Direktor der Caritasbibliothek nieder und begab sich in den Ruhestand, der aber keineswegs bedeutete, dass er sich zurückgezogen hätte.

Im Jahr 2018 wurde auf sein Bestreben hin das Grab von Pfarrer Georg Hertel, seinem Oppelner Religionslehrer und dem Seelsorger der Oppelner Krankenhäuser aus der Vorkriegszeit, erneuert. Heute kann man es auf dem kleinen Friedhof an der Bergelkirche auf dem Oppelner Universitätsberg sehen. Und im Jahr 2021 hat er sein Leben und seine Tätigkeit für die Bibliothek und die Caritas in dem Buch „Wundersam sind die Wege Gottes“ (polnisch „Przedziwne są Drogi Pańskie“) nachgezeichnet.

Am 31. Dezember 2023 starb er im Priesterwohnheim in Oppeln und wurde am 5. Januar 2024 in seiner geliebten Pfarrgemeinde Colonowska beigesetzt.

Verdient um die Deutschen in Polen

In memoriam Friedrich Petrach

Magdalena Ilgmann

Am 27. März 2024 ist im Alter von 90 Jahren Friedrich Petrach, verdienstvoller Vertreter der deutschen Volksgruppe in Polen, verstorben. Seit Ende der 1950er Jahre hatte er sich für die Gründung einer Organisation für polnische Bürger deutscher Herkunft eingesetzt. Dank ihm wurde in Breslau eine Initiative gegründet, die nach der freiheitlichen Revolution und der formellen Registrierung seit 1991 unter dem Namen Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau tätig ist. Friedrich Petrach war langjähriger Vorsitzender dieser Organisation. Er leistete einen großen Beitrag zur Pflege und Verbreitung der deutschen Sprache, des kulturellen, künstlerischen und traditi-



Friedrich Petrach (1934-2024)

Foto: Sh

onellen Erbes der deutschen Nation im heute polnischen Schlesien. Er hat sich aktiv für die Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung in Niederschlesien eingesetzt. Friedrich Petrach war Vorsitzender des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), wie der Dachverband der Organisationen der deutschen Minderheit in ganz Polen offiziell heißt.

Der Verstorbene war einer der Gründer der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens, einer Nichtregierungsorganisation, die im Jahr 1992 auf Initiative von Vertretern der Deutschen Regierung und der Deutschen Minderheit gegründet wurde. Damit war Friedrich Petrach aktiv an der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der von der deutschen Minderheit bewohnten Regionen beteiligt. Friedrich Petrach hatte von 1992 bis 2007 die Funktion des stellvertretenden Vorsitzenden dieser Stiftung inne, wobei er sich stark für die Förderung und Entwicklung der lokalen Unternehmen und landwirtschaftlichen Betriebe engagierte. Dank der nicht rückzahlbaren Hilfe der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens konnten in ganz Polen zahlreiche Kirchen, Denkmäler und Gedenkstätten renoviert werden.

Petrach gehörte auch zu den Gründern der Wagner-Gesellschaft in Breslau und war dort ein langjähriges Vorstandsmitglied. Mit seinen Aktivitäten förderte er die Wiederbelebung der Wagner-Tradition in Breslau/Wrocław, machte die künstlerischen Leistungen des Komponisten bekannt und unterstützte junge Künstler, die sich mit seiner Musik beschäftigten. Für sein langjähriges Wirken erhielt Friedrich Petrach eine Reihe von Auszeichnungen. Er wurde 2003 im Auftrag des Präsidenten der Republik Polen mit dem Ritterkreuz: Orden der Wiedergeburt Polens/Orden Polonia Restituta, der zweithöchsten Auszeichnung der Republik Polen, ausgezeichnet. 2006 wurde Friedrich Petrach mit dem Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland geehrt. Die Beerdigung des Verstorbenen fand am 6. April auf dem Gräbschenen/Grabiszyński-Friedhof in Breslau statt.

Schlesier, Patriot und Europäer

In memoriam Helmut Sauer

Alfred Theisen

Am 10. Januar 2024 ist der aus Schlesien stammende CDU-Politiker Helmut Sauer, nach kurzer, aber schwerer Krankheit in Braunschweig im Alter von 78 Jahren verstorben. In einem Nachruf schreibt der Bundesvorsitzende der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung der CDU/CSU (OMV) – Union der Vertriebenen und Flüchtlinge, Egon Primas unter anderem: „Mit Helmut Sauer ist ein aufrechter Schlesier, ein katholischer Christ mit klarem, sozialem Wertekompass, ein gleichermaßen verdienter wie loyaler CDU-Politiker, ein überzeugter Europäer, ein Kämpfer für die Menschen- und Volksgruppenrechte sowie das Recht auf die Heimat von uns gegangen.“

Geboren wurde Helmut Sauer am Heiligen Abend 1945 in Quickendorf (Lutomierz) im schlesischen Kreis Frankenstein (Ząbkowice Śląskie). Auch die Taufe erfolgte noch in Schlesien. Im April 1946 wurde die Familie Sauer mit dem Neugeborenen nach Lengede in Niedersachsen vertrieben. Helmut Sauer machte eine kaufmännische Ausbildung und wurde Mitarbeiter bei dem zur Preussag gehörenden Unternehmen in Salzgitter, heute Salzgitter AG, wo er bald in den Betriebsrat gewählt wurde. Mit 19 Jahren trat Helmut Sauer in die CDU ein und mit 26 Jahren zog er 1971 als damals jüngster Abgeordneter erstmals in den Deutschen Bundestag ein, dem er über drei Jahrzehnte bis 1994 angehörte.

Von 1989 bis 2017 vertrat Helmut Sauer als OMV-Bundesvorsitzender mit einem „guten Draht“ zur damaligen Kanzlerin Angela Merkel die Anliegen der deutschen Vertriebenen, Aussiedler und Minderheiten im Osten, vor allem der in Oberschlesien verbliebenen Deutschen, im CDU-Bundesvorstand. Auf unzähligen Schlesienreisen baute er Brücken zu den polnischen Nachbarn, insbesondere auch in kirchliche Kreise. Helmut Sauer wurde 1994 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse und 2021 mit der Verdienstmedaille des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) ausgezeichnet.



Helmut Sauer (1945-2024)

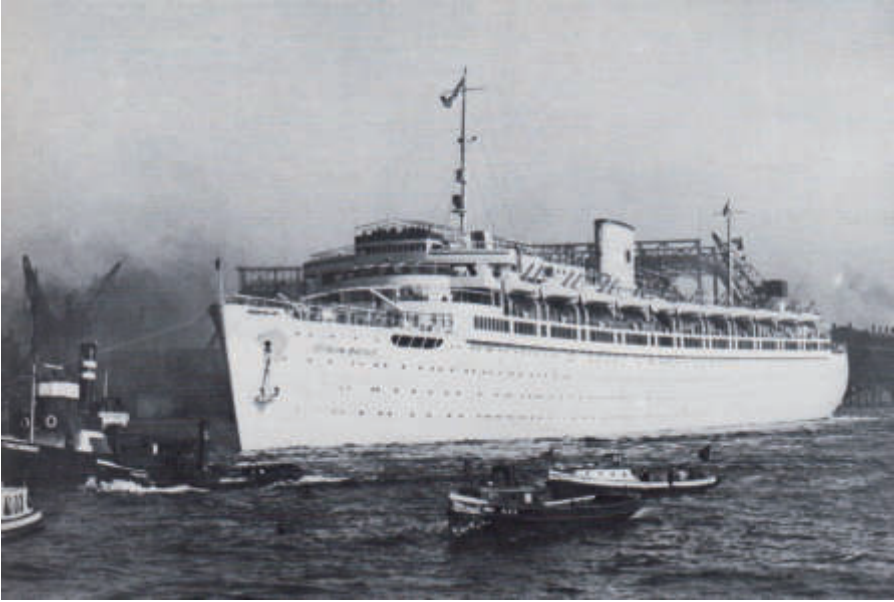
Foto: OMV

VERTREIBUNG, LAGER, DEPORTATIONEN

Vor 80 Jahren: Die Tragödie der Deutschen in den historischen deutschen Ostgebieten

Alfred Theisen

Die bis 1989 Deutschland teilende Mauer war nicht nur eine Grenze zwischen Freiheit und Sowjetdiktatur, sondern auch eine Informationssperre. Mit den Herkunftsgebieten der deutschen Vertriebenen aus Schlesien, Pommern, Ostbrandenburg und Ostpreußen, aber auch aus Westpreußen und anderen polnischen Regionen drohte das grausame Schicksal von insgesamt über 15 Millionen Deutschen aus dem Osten über die Reihen der Betroffenen hinaus in Vergessenheit zu geraten. Beim bundesweiten „Tag der Heimat“ und ihren vielen kleinen und großen Treffen blieben die Ost- und Sudetendeutschen unter sich und wurden noch in den 1980er Jahren von den Medien kaum wahrgenommen. Dies änderte sich erst nach dem Fall der Mauer als mit den nun freien Nachbarn im Osten ein unverkrampfter Umgang möglich wurde und zum Beispiel nach langwierigen Auseinandersetzungen und Entscheidungsprozessen 2008 in der deutschen Hauptstadt Berlin eine von der Bundesregierung gegründete Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ ihre Tätigkeit aufnehmen konnte. Sie widmet sich der Erinnerung und dem Gedenken an Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert in Europa und darüber hinaus mit dem Schwerpunkt der Darstellung des Schicksals der vertriebenen Deutschen zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Literatur, die sich mit Vertreibung, Verschleppung und Verfolgung der Deutschen jenseits von Oder und Neiße nach 1945 auseinandersetzt, ist inzwischen auf einen stattlichen Bestand an ausführlichen Dokumentationen und auch aktuellen Standardwerken angewachsen.



Die tausende Flüchtlinge, darunter viele Mütter mit Kindern, transportierende „Wilhelm Gustloff“ wurde in der kalten und stürmischen Ostseewinternacht vom 30. Januar 1945 von drei Torpedos des sowjetischen U-Bootes getroffen. Ihr Untergang, bei dem Schätzungen zufolge 4000 bis 8000 Menschen umgekommen sind, gilt als eine der größten Schifffahrtstragödien der Menschheitsgeschichte. Foto aus dem Buch: Heinz Schön, Flucht über die Ostsee 1944/45, Stuttgart 1985.

Verdrängtes Thema in Ost und West vor 1989

Seit Beginn der fünfziger Jahre bemühte sich allerdings schon das damalige Bundesministerium für Vertriebene, Lücken der geschichtlichen Überlieferung dadurch zu schließen, indem großangelegte Recherchen durchgeführt wurden, in deren Rahmen Niederschriften (z. B. Erlebnisberichte, Tagebücher, Briefe) von Tausenden Betroffenen aus allen Vertreibungsgebieten gesammelt wurden. Eine Auswahl aus diesem Material hat die Bundesregierung 1953 bis 1961 in der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ herausgegeben. Diese Dokumentation wurde erst, nachdem sie über zwei Jahrzehnte auch aus politischen Gründen nicht mehr erhältlich war, im Mai

1984 neu aufgelegt worden. Im Bundesarchiv in Koblenz lagern mehr als 40.000 solcher Zeugnisse von Vertriebenen, die erst seit Dezember 1982 wieder zur publizistischen und wissenschaftlichen Nutzung freigegeben wurden, nachdem sie zuvor über zwei Jahrzehnte nicht zugänglich waren.

Obwohl jeder vierte Einwohner der ehemaligen DDR entweder selbst vertrieben wurde oder aus einer Vertriebenenfamilie stammte, war das Thema der Vertreibung unter den Kommunisten selbstverständlich tabu. Bereits am 8. Oktober 1945 verfügte die sächsische Landesregierung, dass nur noch von „Umsiedlern“ gesprochen werden sollte. Zu Beginn der fünfziger Jahre wurden die Vertriebenen in der DDR im offiziellen Sprachgebrauch der SED-Diktatur beschönigend als „Neubürger“ bezeichnet.

Im Görlitzer Vertrag vom 6. Juli 1950 hatten die Moskauer Satellitenregime in Warschau und Ost-Berlin die Oder-Neiße-Linie als endgültige Grenze zwischen der damaligen DDR und der Volksrepublik Polen festgelegt. In der Folgezeit fand das den strategischen Zielen des Sowjetimperiums zuwiderlaufende Thema der Vertreibung in den Medien, Schulen, der Wissenschaft und Literatur der DDR nicht mehr statt. Indirekt an die Vertreibung erinnert wurde in der DDR jedoch ständig durch die endlosen Revanchismus-Kampagnen gegen die Landsmannschaften der Vertriebenen im Westen, denen in der Feindbildpropaganda der Kommunisten eine große Rolle zukam.

Erst in den sechziger Jahren gab es in der DDR erste literarische Arbeiten, in denen die ostdeutsche Herkunft der Autoren zum Ausdruck kommt. Später waren es u. a. Christa Wolf, Ursula Höntsch und Armin Müller, die durch Romane Aufsehen erregten, in denen sich ostdeutsche Flucht- und Vertreibungsschicksale widerspiegeln. An diesen Veröffentlichungen entzündete sich jedoch keine Diskussion über kulturelle, soziale oder politische Aspekte der Lage der Vertriebenen in der DDR.

Erst nach der Auflösung der SED-Herrschaft konnte die wissenschaftliche Erforschung des Schicksals der Vertriebenen in der DDR sich entfalten. Seit Beginn der 1990er Jahre wurden zum Beispiel an den Hochschulen in Berlin und Magdeburg eine Reihe von entsprechenden Forschungsprojekten in Auftrag gegeben.

Lange Vorgeschichte von Krieg und Vertreibung

Bereits nach dem Ersten Weltkrieg warf die Vertreibung ihre Schatten voraus, wurde Ost- und Sudetendeutschen das versprochene Selbstbestimmungsrecht vorenthalten. Durch den Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 und den Vertrag von St. Germain mit Österreich vom 10. September 1919 wurde das erst wenige Monate vorher vom amerikanischen Präsidenten Wilson feierlich ausgerufenen Selbstbestimmungsrecht der Völker auf die Deutschen nicht angewandt: Das Memelgebiet wurde abgetrennt, der überwiegende Teil der Provinz Posen, weite Gebiete Westpreußens und ein Drittel Oberschlesiens gerieten unter polnische Herrschaft; das sogenannte Hultschiner Ländchen und die geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete Böhmens, Mährens und Österreichisch-Schlesiens wurden ungefragt der neu gegründeten Tschechoslowakei zugeschlagen.

Hier bereits erfolgten die politischen Weichenstellungen, die Europa in noch größere Tragödien stürzen sollten. Hinzu kamen aufgrund des umstrittenen Kriegsschuldartikels hohe, nicht erfüllbare Reparationsforderungen. Diese sowie die umfangreichen Gebietsabtretungen raubten der Weimarer Demokratie mit der Wirtschaftskraft auch die politische Stabilität. Eine demokratische Westorientierung der ersten deutschen Republik war durch Versailles selbst verhindert worden. Revisionistische Tendenzen und Volksgruppenprobleme bildeten somit einen fruchtbaren Boden für die horrende nationalsozialistische Propaganda und letztlich den Weg zum Zweiten Weltkrieg.

Von dem Leid, das durch Nationalsozialismus und Krieg von Deutschen den Juden, Polen, Russen, Tschechen und anderen zugefügt wurde, darf nichts geleugnet werden, und es wird auch nichts verschwiegen. Im Gegenteil: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus füllt mittlerweile nicht nur ganze Bibliotheken, sie ist auch – zu Recht – fester Bestandteil der demokratischen politischen Kultur in Deutschland geworden. Dass es auch in Deutschlands östlichen Nachbarvölkern Verbrecher und Kriegstreiber gegeben hat, macht die Bürde der Schuld der Deutschen nicht geringer. Jedoch kann Unrecht nicht das Begehen neuen Unrechts rechtfertigen.

Missachtung des Selbstbestimmungsrechts der Völker

Schon während des Krieges fanden wichtige Entscheidungen der künftigen Siegermächte über die territoriale Neuordnung Mitteleuropas nach dem Kriege statt. Allerdings bekannten sich am 14. August 1941 die Alliierten in der „Atlantik-Charta“ dazu, „dass nach Kriegsende keine territorialen Veränderungen Platz greifen sollen, die nicht mit dem frei zum Ausdruck gebrachten Willen der Völker übereinstimmen“. Auch die polnische Exilregierung, der tschechoslowakische Exil-Präsident Edvard Beneš und die Sowjetunion unterzeichneten diese Charta. Dabei kann man davon ausgehen, dass dies sowohl für Beneš wie für Stalin lediglich eine taktische Maßnahme war. So gehörte Beneš seit dem Münchener Abkommen zu den Befürwortern einer Vertreibung von Sudetendeutschen, und ihm gelang es auch als Erstem, grundsätzlich die Zustimmung nicht nur Stalins, sondern auch der amerikanischen und britischen Regierung zur Vertreibung der Sudetendeutschen zu erreichen.

Stalin hatte zu dieser Zeit bereits als Folge seines Paktes mit Hitler und entsprechender sowjetischer Gebietsokkupationen Zwangsausiedlungen zugestimmt, die keinen Zweifel daran ließen, dass er an seinen zu Kriegsbeginn geplanten Gebietsaneignungen festhalten wollte. Nur 14 Tage nach der Verabschiedung der Atlantik-Charta erließ Stalin am 28. August 1941 das Dekret „Über die Umsiedlung der Deutschen des Wolgagebietes“, was einem Todesurteil für die nationale, kulturelle und religiöse Selbständigkeit dieser Volksgruppe gleichkam.

In den Verhandlungen der Siegermächte während des Krieges kam es Stalin und den später von ihm mit an den Verhandlungstisch gebrachten moskautreuen polnischen Kommunisten darauf an, eine Westverschiebung Polens zu Lasten Deutschlands durchzusetzen und diese Grenzveränderungen durch Zwangsumsiedlungen der deutschen Bevölkerung unumkehrbar zu machen. Nicht zuletzt durch eine Reihe von Täuschungsmanövern gelang es Stalin, die Zustimmung der westlichen Regierungen sowohl zur Vertreibung der Ost- und Sudetendeutschen nach Westen, wie auch auf der Konferenz von Jalta ihr Einverständnis zur Verschleppung von Deutschen zur Zwangsarbeit in

sowjetische Arbeitslager zu erreichen. Obwohl die amerikanische und die britische Regierung – sowohl was das Ausmaß der späteren Westverschiebung Polens wie auch der Vertreibung von Deutschen anbelangt – sich weitergehenden Planungen Stalins entgegenstellten, muss festgehalten werden, dass auch Staatsmänner der westlichen Demokratien damals der Vertreibung das Wort geredet haben.

Auf der Konferenz von Teheran, Ende 1943, stellte der damalige britische Premierminister Winston Churchill seinen später zur Vertreibung führenden Vorschlag einer Westverschiebung Polens vor. Westliche Politiker stimmten damals der Vertreibung von Deutschen zu, auch wenn sie später auf deren Umfang und brutale Durchführung keinen Einfluss mehr hatten und sich amerikanische und britische Politiker über das Ausmaß der seit Kriegsende an den Ost- und Sudetendeutschen begangenen Verbrechen entrüsteten.

Polnische Exilregierung in London ausgeschaltet

Angaben zum damaligen unabhängigen nationalpolnischen Standpunkt in der Oder-Neiße-Diskussion findet man in einem Interview, das der Ministerpräsident der Londoner Exilregierung Polens, Thomasz Arciszewski, am 17. Dezember 1944 der „Sunday-Times“ gegeben hat. Danach sollte das Vorkriegs-Polen wiedererstehen. „Amputationen“ im Osten zugunsten Stalins lehnte er ab. Dafür erhob er im Westen Anspruch auf das industriereiche Oberschlesien, auf die bis 1939 Freie Stadt Danzig sowie auf Ostpreußen und Teile von Pommern. Arciszewski lehnte es ab, Gebiete mit acht bis zehn Millionen Deutschen zu verlangen. Wörtlich sagte er: „Wir wollen weder Stettin noch Breslau.“ Ebenso lehnte der militärische Führer des polnischen Exils, General Wladislaw Anders, zu weitgehende Annexionen deutschen Gebietes ab.

Entgegen den in Jalta getroffenen Vereinbarungen, die endgültige Regelung der polnischen Grenzen einer Friedenskonferenz vorzubehalten, übertrug die Sowjetregierung nach der militärischen Besetzung die Gebietshoheit über den deutschen Osten mit Ausnahme des Gebietes rings um Königsberg der von ihr abhängigen polnisch-kommunistischen Exilregierung.

tischen Regierung in Warschau. Diese errichtete noch vor Kriegsende am 14. März 1945 in den Oder-Neiße-Gebieten vier Woiwodschaften (Bezirksverwaltungen), denen am 20. März als fünfte die Woiwodschaft Danzig folgte.

Nicht nur gegenüber den Deutschen versündigten sich die westlichen Siegermächte an ihren eigenen Zielsetzungen der Atlantik-Charta, sondern auch dadurch, dass sie in der Folgezeit die demokratischen Repräsentanten Polens – sowohl die Exilregierung in London wie den polnischen Widerstand – zunehmend ignorierten und an deren Stelle die Marionetten stalinscher Machtpolitik in Warschau akzeptierten. Zu spät erkannten die Westmächte, dass sie unter irrigen Voraussetzungen Stalins Politik die Westverschiebung Russlands und Polens unterstützt hatten. Der sowjetische Einfluss reichte nun bis zur Elbe und die innerhalb dieses Raumes erfolgende Neugestaltung der politischen Verhältnisse entzog sich der Einflussnahme des Westens.

Wilde Vertreibungen vor dem Kriegsende

Als die Alliierten im Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 „die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, ... in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ beschlossen, waren bereits seit Monaten mörderische Vertreibungen in Ostdeutschland, dem Sudetenland und den zahlreichen Siedlungsgebieten der Deutschen in den östlichen Nachbarstaaten Deutschlands im Gange. Entrüstete Berichte in der westlichen Öffentlichkeit und Appelle westlicher Politiker, die mehr Humanität bei der „Zwangsumsiedlung“ anmahnten, hatten kaum Einfluss auf Art und Umfang der im sowjetischen Machtbereich durchgeführten Vertreibungsaktionen.

In den östlichen Flucht- und Vertreibungsgebieten befanden sich mehr Zivilisten als zu Beginn des Krieges. Dafür waren folgende Faktoren maßgeblich:

– Die „Endsieg“-Propaganda der Nationalsozialisten sowie militärisch-polizeiliche Maßnahmen verhinderten oft bis zuletzt Fluchtbewegungen aus diesem Raum.

– In den letzten Kriegsjahren strömten Hunderttausende von Evakuierten aus dem mittleren und westlichen Reichsgebiet, vor allem auch aus dem zerstörten Berlin, in die ländlichen Gegenden Ostdeutschlands.

– Während der Kriegszeit waren Hunderttausende von Deutschen aus anderen osteuropäischen Regionen in Polen angesiedelt worden.

Insgesamt lebten bei Kriegsende in den Reichsgebieten östlich der Oder-Neiße-Linie 9,75 Millionen Deutsche. Hinzugerechnet werden müssen jene 2,14 Millionen Deutsche, die damals in Danzig, im Memelland und in Polen lebten, sodass fast zwölf Millionen Deutsche, die zum Kriegsdienst eingezogenen ostdeutschen Männer nicht eingerechnet, in diesem Raum in das Vertreibungsgeschehen verwickelt wurden.

Das Unheil kündigte sich an, als es der Roten Armee im Herbst 1944 gelang, die deutsche Ostfront aufzubrechen und für eine kurze Frist ostpreussisches Gebiet zu besetzen. Was die deutschen Soldaten in Nemmersdorf und anderen Gemeinden nach dem Zurückschlagen der Sowjets vorfanden, überstieg bei weitem die erwartete Gewalt. Unter diesem Schock begann man allmählich nachzuvollziehen, was deutsche SS-Einsatzgruppen in Russland angerichtet hatten. Nach dem Bekanntwerden der Greuelthaten setzten erste Flüchtlingsströme ein. Mit dem näherrückenden Kriegsende verließen immer mehr Menschen in langen Flüchtlingstrecks hungernd, frierend und feindlichen Luftwaffenangriffen ausgesetzt ihre Heimat in der Hoffnung, in den Ostseehäfen die Rettung übers Meer zu finden. Kaum einer rechnete damit, dass es ein Abschied für immer werden sollte. Insgesamt retteten damals in der größten Rettungsaktion in der Geschichte der Schifffahrt 672 Handels- und 409 Kriegsschiffe etwa 2,4 Millionen Menschen über die Ostsee. Beim Untergang von Schiffen fanden 33.082 Flüchtlinge den Tod. Nur dem unermüdlichen Einsatz der Rettungsmannschaften war es zu verdanken, dass sich die Zahl der Opfer „in Grenzen“ hielt.

Tragödien von versenkten Flüchtlingschiffen

Dennoch gelang es den Sowjets mit ihren völkerrechtswidrigen Angriffen gegen Flüchtlingschiffe, die mit Abstand größten Schiffstragödi-

en überhaupt herbeizuführen. Es wurden von sowjetischen Torpedotrossern und Bombern in den Monaten vor Kriegsende versenkt: die „Goya“ mit 6.666 Opfern, die „Wilhelm Gustloff“, die über 5.000 Menschen, darunter etwa 3.000 Kinder, mit in die Tiefe riss, und die „Steuben“ mit 3.608 Opfern. Britische Bomber versenkten die „Cap Arcona“, wobei 5.594 Menschen ums Leben kamen – fast ausschließlich evakuierte KZ-Häftlinge. Zum Vergleich: Beim weltweit bekannten Untergang der „Titanic“ im Jahre 1912 starben 1.513 Menschen. Auch jene verschwiegenen und vergessenen Schicksale sowie die im folgenden genannten Vertreibungsverbrechen an Millionen von Menschen sollten also mitbedacht werden.

Bei den Übergriffen vorrückender Rotarmisten gegen die ostdeutsche Zivilbevölkerung handelte es sich keineswegs nur um spontane Racheaktionen von außer Kontrolle geratenen Soldaten. Eine Fülle von vorliegenden Flugblättern, Hetzparolen in Soldatenzeitungen oder Briefen von Rotarmisten belegen, dass die Gewalt gegen Deutsche im Osten erklärtes Ziel kommunistischer Politik war. Wie kein anderer schürte der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg mit dem Aufruf „Töte“ und zahlreichen ähnlichen Appellen in der Roten Armee blindwütigen Hass auf die Deutschen. Andere russische Schriftsteller wie Alexander Solschenizyn und Lew Kopelew wurden als Angehörige der vorrückenden Roten Armee Zeugen der brutalen Ausschreitungen gegen deutsche Zivilisten. Es hat diese beiden Russen viele Jahre ihres Lebens in den Konzentrationslagern des Archipel Gulag gekostet, dass sie sich mit diesem Terror und Mord nicht abfinden wollten.

Etwa ein Viertel aller deutschen Vertriebenen stammt aus Schlesien. Zu Anfang des Jahres 1945 lebten hier noch etwa 4,7 Millionen Deutsche. Nachdem in den folgenden Monaten Krieg und Vertreibung auch auf Schlesien übergriffen, wurde die Bevölkerung folgendermaßen auseinandergerissen:

- In der Heimat zurückgeblieben oder auf der Flucht eingeholt, sind etwa 1,6 Millionen Schlesier der Roten Armee in die Hände gefallen;
- ungefähr 1,6 Millionen Schlesier konnten in die Tschechoslowakei flüchten;

– weitere 1,5 Millionen Schlesier gelangten auf direktem Weg in westliche Gebiete des Deutschen Reiches.

Zusammenfassend heißt es dazu in der Dokumentation des Vertriebenenministeriums: Vertreibung und Flucht in Schlesien erhielten dadurch einen besonderen Charakter, dass, anders als die westpolnischen Gebiete und die übrigen ostdeutschen Regionen, Schlesien nicht im Handstreich von der Roten Armee überrollt werden konnte. Außerdem blieb bis zuletzt für die schlesische Bevölkerung die Möglichkeit zur Flucht auf dem relativ unbehinderten Weg nach Böhmen und Mähren offen. „Die Überrollung von Trecks, die Einschließung in Kessel und die Versperrung der Fluchtwege, die in so vielen Fällen das Fluchtschicksal der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern, Brandenburg und den polnischen Gebieten besiegelte, ist auch in Schlesien oft genug vorgekommen, hat aber dort nicht in gleicher Weise den Verlauf der Fluchtbewegung bestimmt. Die Evakuierung bzw. Flucht der schlesischen Bevölkerung verlief in einzelnen aufeinanderfolgenden Wellen, die, vom Vordringen der Russen bestimmt, jeweils verschiedene Landesteile ergriffen.“

Festung Breslau und die Bombennacht von Dresden

Als die sowjetischen Truppen Mitte Februar 1945 den Ring um das zur Festung erklärte Breslau geschlossen hatten, waren noch etwa 200.000 Zivilpersonen in der Stadt, von denen in den folgenden schlimmen Monaten der Belagerung bis zur Kapitulation am 6./7. Mai 1945 ca. 40.000 umgekommen sind. Besonders arg traf es auch die Bevölkerung kleinerer Städte, die zum Kampfgebiet wurden, zum Beispiel Striegau, südwestlich von Breslau. Als am 15. Februar die sowjetischen Soldaten die Stadt eroberten, war noch die Hälfte der Einwohner, 15.000 Menschen, dort. Bei der kurzzeitigen Rükeroberung der Stadt durch deutsche Truppen im März 1945 konnten von den zurückgebliebenen Einwohnern nur noch die Getöteten gefunden werden. Die anderen waren in rückwärtige, sowjetisch besetzte Gebiete verschleppt worden.

Von den schlesischen Flüchtlingen, die nach Sachsen aufgebracht waren, gerieten Mitte Februar 1945 ungezählte Tausende in die

schweren Bombenangriffe auf Dresden und kamen darin um. Denn nicht allein Russen, Polen, Tschechen und Jugoslawen bestimmten den Leidensweg der Vertriebenen. Am 13. und 14. Februar 1945 eröffneten anglo-amerikanische Luftangriffe ein Flächenbombardement auf das militärisch völlig irrelevante, aber mit Flüchtlingen überbevölkerte Dresden. Dies bedeutete die Vernichtung einer großen alten Kulturstadt sowie den Massenmord an mindestens 30.000 Menschen. Es geht bei diesen und anderen Feststellungen keineswegs um den Versuch einer Aufrechnung, sondern darum, dass ein Verbrechen auch so genannt werden muss.

Besonders schlimm erging es auch Hunderttausenden, die in die sudetendeutschen Gebiete und weiter nach Böhmen oder Mähren geflohen waren und dort nach Kriegsende dem Haß von Tschechen ausgeliefert waren, die oft noch gewalttätiger vorgingen als die Rotarmisten.

Unter sowjetrussischer Fremdherrschaft

Bereits Monate vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges übertrug die Sowjetunion den moskautreuen polnischen Kommunisten die Verwaltungshoheit über die eroberten ostdeutschen Regionen, mit Ausnahme des Königsberger Gebietes. Am 5. Februar 1945 gab der polnische KP-Führer Bolesław Bierut für die provisorische Regierung der Polnischen Republik bekannt, dass Polen die Zivilverwaltung in den deutschen Gebieten östlich der Oder/Neiße übernommen habe. Bis zum 20. März hatten die polnischen Kommunisten in Ostdeutschland und Danzig bereits fünf Woiwodschaften eingerichtet. Am 24. Mai 1945 wurde das Dekret „Betreffend die Verwaltung der wiedergewonnenen Gebiete“ erlassen, welches formell die polnisch-kommunistische Machtbefugnis über den größten Teil Ostdeutschlands bestätigte. Dennoch kam es ständig zu Reibereien zwischen russischer Militär- und polnischer Zivilverwaltung hinsichtlich der Erbeutung und Demontage deutschen Besitzes sowie der Behandlung der „vogelfrei“ gewordenen deutschen Bevölkerung.

Die überlebenden Deutschen wurden nach Plünderungen und Misshandlungen oft wie Sklaven gehalten, in sowjetische Arbeitslager de-

portiert, und zum Teil wurden ganze Dorfbevölkerungen in von den Nazis übernommene oder neu eingerichtete Konzentrationslager gebracht. Aufgrund des bereits am 2. März 1945 erlassenen „Dekrets über aufgegebene und verlassene Vermögen“ konnten sich Polen die deutsche Habe beliebig aneignen. Vom eigenen Haus oder Hof vertriebene Deutsche wurden zu um ihr Leben zitternden Bettlern und vom Abfall lebenden Vagabunden.

Bereits Ende Juni/Anfang Juli 1945 begannen auf einem 100 bis 200 Kilometer breiten Gebiet östlich der Oder-Neiße-Linie ebenso schnell wie brutal durchgeführte Austreibungen der Deutschen. 200.000 bis 300.000 Schlesier, Pommern und Brandenburger wurden in Fußmärschen unter Misshandlungen durch Rotarmisten oder die polnische „Miliz“ nach Westen eskortiert. Sie waren froh, wenn sie zwar ohne jede Habe, aber noch lebendig mitteldeutschen Boden erreichten. Obwohl noch kein Ausweisungsplan vorlag, wurden in den Wochen nach der Potsdamer Konferenz vor allem in Oberschlesien viele Deutsche in Lagern zusammengefasst, um sie anschließend in geschlossenen Transporten nach Westen zu bringen. Schon ab dem 1. Juni waren alle Brücken über Oder und Neiße für heimwärts strebende deutsche Flüchtlinge gesperrt worden. Nur während der Potsdamer Konferenz waren auf Druck der Westmächte die wilden Vertreibungsaktionen vorübergehend eingeschränkt worden. Härter noch als die Vertreibung der Ostdeutschen war das überwiegend von der Einweisung in Arbeitslager gekennzeichnete Schicksal der deutschen Volksgruppe in Polen, die fast völlig vernichtet wurde.

Vertreibung zum Ende des Zweiten Weltkrieges

Die Phase der „kontrollierten“, aber keinesfalls humanen, sondern völkerrechtswidrigen Vertreibung begann mit der Verabschiedung eines Ausweisungsplanes des Alliierten Kontrollrates am 17. Oktober 1945. Hunderttausende von Deutschen, insbesondere auch aus dem russisch verwalteten nördlichen Ostpreußen, mussten sich kurzfristig auf Sammelplätzen einfinden, um dann in Richtung Westen abgeschoben zu werden. Es durfte nur so viel Gepäck mitgenommen

werden, wie man tragen konnte. Die Aktion wurde angesichts der öffentlichen Empörung in der westlichen Welt über die bisherigen Begleitumstände der Vertreibung zeitweilig unterbrochen. Auf west- und mitteldeutschen Bahnhöfen trafen unangekündigt mit Vertriebenen vollgepferchte Güterzüge ein.

Im Westen war man auf die Aufnahme so vieler Menschen nicht vorbereitet. Es kamen insgesamt bis 1950 mehr als doppelt so viele Menschen im Westen an, als der vereinbarte Ausweisungsplan vorsah, weil wesentlich mehr Menschen vertrieben wurden, als die Westmächte angenommen hatten. Oft wurden die Vertriebenen unter unmenschlichen Bedingungen tage- und wochenlang in Güterwagen planlos von einem Ort zum anderen abgeschoben. Durch die Vertreibungsaktion kamen allein im Jahr 1946 etwa zwei Millionen verzweifelte und auch körperlich angegriffene Menschen nach Westdeutschland, wo sie überwiegend nur in provisorischen Flüchtlingslagern untergebracht werden konnten.

Die systematische Vertreibung umfasste nun alle Gebiete Ostdeutschlands mit Ausnahme von Teilen Oberschlesiens und des niederschlesischen Waldenburger Berglandes, wo man noch deutsche Arbeitskräfte benötigte. Übergriffe und Plünderungen der Vertreiber ließen erst im Sommer 1946 nach. 1947 wurden in einer letzten großen Vertreibungsaktion nochmals zahlreiche Ostdeutsche nach Westen verbracht, darunter viele, die man bisher noch als Facharbeiter benötigt hatte.

Nur in Masuren, im südlichen Ostpreußen, und vor allem in Oberschlesien konnte die angestammte deutsche Bevölkerung in einigen geschlossenen Siedlungsgebieten verbleiben, wofür wohl zwei Gründe ausschlaggebend waren: Erstens benötigte man – zumal im ober-schlesischen Industriegebiet – weiter deutsche Fachkräfte, und zweitens hätte eine komplette Austreibung der Deutschen der polnischen Propaganda von der „Rückkehr in uralte Piastengebiete“, die auch als „wiedergewonnene Gebiete“ bezeichnet wurden, allzu offenkundig widersprochen. Diese Deutschen, die als „Autochthone“ im Lande verbleiben durften, waren in den folgenden Jahrzehnten vielen Diskriminierungen und versuchter Zwangspolonisierung ausgesetzt.

Noch im Sommer 1945 war bereits mit der Aussiedlung polnischer Vertriebener aus den von den Russen annektierten ostpolnischen Ge-

bieten begonnen worden. Dennoch trifft die weitverbreitete Annahme nicht zu, dass die deutschen Ostprovinzen nach 1945 mehrheitlich von polnischen Vertriebenen aus Ostpolen besiedelt worden sind. Nach offiziellen Angaben der polnischen Kommunisten lebten am 1. Januar 1949 in den polnisch-verwalteten Oder-Neiße-Gebieten 1,2 Millionen „Autochthone“ und „anerkannte Deutsche“, 2,4 Millionen Umsiedler aus Zentralpolen, 200.000 vor allem aus Frankreich und Belgien eingewanderte Auslandspolen („Reemigranten“) und 2,1 Millionen „Repatrianten“ aus den ostpolnischen Gebieten. Neben Oberschlesien und Masuren gab es im Waldenburger Bergland und in der ostpommerschen Kaschubei noch kleine deutsche Siedlungsinseln.

Die Vertreibung der Sudetendeutschen

Die Vertreibung der über drei Millionen Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat war das erklärte Ziel der tschechoslowakischen Exilregierung unter Präsident Beneš in London. Als im Frühsommer 1945 die Rote Armee zusammen mit der tschechischen Befreiungsarmee die deutsche Wehrmacht aus dem Sudetenland verdrängte, wurde unverzüglich mit der Austreibung der Deutschen begonnen. Auftakt der Gewalt gegen die Sudetendeutschen war der Prager Aufstand am 5. Mai 1945. Durch Hetzparolen und Schmähchriften entfesselte Tschechen sowie in der Sowjetunion ausgebildete Einheiten von General Svoboda und Partisanen fielen über die Deutschen her. Es kann hier nicht detailliert auf die dann einsetzende schier endlose Zahl von Grausamkeiten und Verbrechen eingegangen werden. Erinnerung sei wenigstens an das Massaker von Aussig, wo Hunderte von Deutschen erschlagen und in die Elbe geworfen wurden, oder an den berüchtigten „Todesmarsch“ der Brüner Deutschen: Am 30. Mai 1945 wurden über 20.000 Menschen zur österreichischen Grenze getrieben. Die Dokumentation des Bundesarchivs berichtet von 1.215 Internierungslagern, 846 Arbeits- und Straflagern und 215 Gefängnissen, in denen 350.000 Deutsche festgehalten worden waren. Schlechte Ernährung, unhygienische Verhältnisse und Misshandlungen führten vor allem bei Kindern und älteren Menschen zu einer hohen Todesrate. Von den 3,45 Millionen

Deutschen, die bei Kriegsende in der Tschechoslowakei lebten, wurden im Verlauf der ersten Austreibungswelle 700.000 bis 800.000 aus dem Osten und Norden des Sudetenlandes vertrieben. Am 19. Januar 1946 begann die zweite Austreibungswelle, die durch das Potsdamer Abkommen sanktioniert war; sie dauerte bis in den Herbst 1946 und erfasste 1.859.541 Sudetendeutsche. Auch die übrigen deutschen Siedlungsgebiete in Ost- und Südosteuropa, in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien, wurden Opfer stalinistischen Unrechts.

Das Leid der ostdeutschen Frauen

Wie die beiden regierungsamtlichen Dokumentationen aus den fünfziger und siebziger Jahren berichten, gingen die vorrückenden russischen Truppen mit kaum vorstellbarer Grausamkeit gegen deutsche Frauen vor, die ihnen in die Hände fielen. In der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ wird zum Einmarsch der Roten Armee in Ostdeutschland zusammenfassend festgestellt:

„Bei den zahlreichen Erlebnisberichten, die vom Einzug der Roten Armee handeln, gibt es kaum einen, der nicht von Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen zu berichten weiß; in vielen wird sogar in aller Offenheit von selbsterlittenen Vergewaltigungen erzählt. Es kann auch bei kritischster Prüfung dieser Berichte kein Zweifel sein, dass es sich bei den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere um ein Massenvergehen im wahren Sinne des Wortes handelt, keineswegs um bloße Einzelfälle. Darauf deutet schon hin, dass förmliche Razzien auf Frauen unternommen wurden, dass ferner manche Frauen in vielfacher Folge nacheinander missbraucht wurden und dass die Vergewaltigungen oft in aller Öffentlichkeit vor sich gingen. In gleicher Weise befremdend und Entsetzen erregend wirkte es auf die deutsche Bevölkerung, dass von den Vergewaltigungen auch Kinder und Greisinnen nicht verschont wurden.“

In der Dokumentation des Bundesarchivs in Koblenz heißt es: „Es handelt sich bei den Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten nicht etwa um Einzelfälle, sondern um



Das 1995 errichtete Sühnekreuz im Lager Lamsdorf

Foto: Sh

Massenvergehen. Sie sind als eine der grauenhaftesten völkerrechts-widrigsten Gewalttaten zu verzeichnen. Sie haben in massenhaftem Ausmaße bei und nach der Eroberung der östlichen Reichsgebiete stattgefunden, auch in den Kreisen, die erst nach der Kapitulation der Wehrmacht besetzt wurden."

Lager für Deutsche

In seinem Buch „Anmerkungen zur Vertreibung“ zitiert Alfred M. de Zayas aus dem Bericht eines Beamten des amerikanischen Außenministeriums: „Die Konzentrationslager sind nicht aufgehoben, sondern von den neuen Besitzern übernommen worden. Meistens werden sie von polnischer Miliz geleitet. In Schwientochlowitz (Ostoberschlesien) müssen Gefangene, die nicht verhungern oder zu Tode geprügelt werden, Nacht für Nacht bis zum Hals in kaltem Wasser stehen, bis sie sterben. In Breslau gibt es Keller, aus denen Tag und Nacht die Schreie der Opfer dringen.“

In Oberschlesien wurde z. B. das frühere Kriegsgefangenenlager Lamsdorf in ein Internierungslager für Deutsche umgewandelt. In diesem Lager kamen von August 1945 bis zum Herbst 1946 insgesamt 6.430 Deutsche, darunter 623 Kinder, ums Leben. Die Täter von Lamsdorf oder Schwientochlowitz leben noch, sind namentlich bekannt und befinden sich im Rechtsprechungsbereich polnischer Richter.

Die Dokumentation des früheren Bundesvertriebenenministeriums weist darauf hin, dass in solche Lager im Laufe der Zeit fast alle Deutschen in Polen eingewiesen worden sind, und berichtet über die dort herrschenden KZ-ähnlichen Zustände: „Durch die Internierungslager und die schrecklichen Formen der Zwangsarbeit wurde das Schicksal der Deutschen im polnischen Staatsgebiet noch schwerer als das der Deutschen in den östlichen Provinzen des Reiches... Deutsche Frauen mussten, den rohen Schikanen der polnischen Miliz ausgesetzt, von russischen Soldaten belästigt und vergewaltigt, bei völlig unzureichender Verpflegung Leichen bergen, Tierkadaver begraben, Munition und Kriegsgerät fortschaffen, Straßen und Wege freilegen und Häuser säubern... Es erschien das Leben der Alten, Kranken und Kinder geradezu

hoffnungslos, die – als Arbeitskräfte verschmäht – Jahr um Jahr in den Internierungslagern verbringen mussten. Ihr Leiden überschritt alles Maß. Sie konnten den quälenden Schikanen und der oft sadistischen Grausamkeit der Bewachungsmannschaften nicht entrinnen... Durch totale Entkräftung hilflos geworden, ohne Medikamente, von Ungeziefer geplagt, ohne Möglichkeit, auch nur die primitivsten Bedürfnisse der Körperpflege zu befriedigen, siechten sie dahin... Planmäßiges Erschießen von Alten und hilflosen Kranken, wie es beispielsweise im Lager Kaltwasser geschah, Gewalttaten und Misshandlungen der Wachmannschaften, oft geleitet von dem Bestreben, Behandlungsmethoden nationalsozialistischer Konzentrationslager zu imitieren, erhöhten die Zahl der Todesopfer. Wie hoch die Zahl derjenigen sei, die in der Zeit von 1945 bis 1950 in den polnischen Internierungslagern gestorben sind, werde sich wohl nie mehr feststellen lassen, heißt es in dieser Vertreibungsdokumentation. Die Lagerleitungen hätten die Zahl der toten Deutschen geheimgehalten, Massengräber seien z. T. wieder eingeebnet und Grabstätten unkenntlich gemacht worden.

Mörderische Deportationen in die Sowjetunion

Als die Westmächte auf der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) der Sowjetunion das Recht einräumten, nach dem Sieg über Deutschland als einen Teil der ihr zugesprochenen Reparationen deutsche Arbeitskräfte nach Russland zu schaffen, waren die Deportationen in den deutschen Ostprovinzen bereits in vollem Gange und die Verschleppungen aus Südosteuropa nahezu abgeschlossen.

In der Dokumentation des Bundesarchivs wird zusammenfassend festgestellt, dass die Anzahl der in die Sowjetunion als „Reparationsverschleppte“ sowie „Vertragsumsiedler“ gewaltsam verbrachten Deutschen aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße mehr als 400.000 Menschen betragen habe, „wovon nur 55 Prozent überlebten. Demnach wären in den Lagern der Sowjetunion und auf Transporten ca. 200.000 verstorben.“

Die genaue Zahl der deutschen Zivilpersonen, die auf der Flucht, bei Deportationen oder sonstigen Vertreibungsverbrechen ums Leben

kamen, wird wohl nicht mehr festzustellen sein. Für die Beurteilung des Gesamtvorganges sollte es auch unerheblich sein, dass in der Fachliteratur unterschiedliche Angaben hinsichtlich der Gesamtzahl der Opfer zu finden sind.

Über zwei Millionen Opfer

Erstmals hat im Jahre 1958 das Statistische Bundesamt eine umfassende Studie zum Ausmaß der Vertreibung sowie der Vertreibungsverbrechen vorgelegt. In einer Aktualisierung des damals veröffentlichten Zahlenmaterials kommt Heinz Günter Steinberg zu dem Schluss, dass jeder siebte Heimatvertriebene – insgesamt also 1,710 Millionen Deutsche – bei Flucht, Vertreibung, Verschleppung oder in Lagern ums Leben gekommen sind. Danach wurden allein in den Ostgebieten des Deutschen Reiches 882.000 Zivilisten umgebracht, was nahezu zehn Prozent der Vorkriegsbevölkerung entsprach. Davon starben etwa 311.000 in Ostpreußen. Die relativ größten Zivilverluste mit mehr als einem Drittel der Vorkriegsbevölkerung waren in Ostbrandenburg und in Jugoslawien zu verzeichnen.

Von den Schlesiern, die mit über 4,5 Millionen Menschen den größten der vertriebenen deutschen Volksstämme darstellen, sind den Angaben Steinbergs zufolge über 450.000 und von den Sudetendeutschen etwa 273.000 bei der Vertreibung ums Leben gekommen.

Einschließlich der Kriegsverluste sind von über zwölf Millionen Deutschen, die beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in den späteren Vertreibungsgebieten lebten, insgesamt nach der Darstellung Steinbergs 2,810 Millionen umgekommen, so dass jeder sechste Ost-, Südost- und Sudetendeutsche im Krieg oder bei der Vertreibung sein Leben verloren hat. Dabei wird in den Angaben des Statistischen Bundesamtes und auch Steinbergs nicht das Schicksal der Russlanddeutschen erfasst, von denen ebenfalls seit 1941 Hunderttausende bei der Verschleppung oder in den östlichen Verbannungsgebieten ums Leben gekommen sind.

Literatur:

- Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945-1950. Dokumente aus polnischen Archiven. Band 2 Zentralpolen, Woiwodschaft Schlesien (Oberschlesien), hrsg. von Włodzimierz Borodziej und Hans Lemberg, Verlag Herder-Institut, Marburg 2003
- Lager im Opperler Schlesien. Im System der Nachkriegslager in Polen (1945-1950). Geschichte und Implikationen, Edmund Nowak, Opole 2003
- Letzte Tage in Schlesien. Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung, Hrsg. Herbert Hupka, Langen Müller, 2003
- Gehen oder bleiben? Juden in Schlesien und Pommern 1945-1957, Helga Hirsch, Wallstein, 2011
- Workuta, Horst Bienek, Wallstein, 2013
- Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts, Jan M. Piskorski, Pantheon, 2015
- Niederschlesien 1942 bis 1949. Alliierte Diplomatie und Nachkriegswirklichkeit, Sebastian Siebel-Achenbach, Bergstadtverlag, 2006
- Zgoda – Ein Ort des Schreckens. Als Vierzehnjähriger in einem polnischen Nachkriegskonzentrationslager, Gerhard Gruschka, Bergstadtverlag, 2013
- Vertreibungsverbrechen an Deutschen, Heinz Nawratil, München 1982, S. 194
- Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bd. I-V, bearbeitet von Theodor Schieder u. a., hrsg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Berlin 1953-1961 (unv. Neuaufgaben München 1984 und Augsburg 1993/94).
- Vertreibung und Vertreibungsverbrechen: 1945-1948, Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974, hrsg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 1989; vgl. Wilfried Ahrens, Verbrechen an Deutschen, Arget 1983, S. 46 und 60.
- Herbert Hupka (Hrsg.), Letzte Tage in Schlesien, München 1981;
- Klaus Granzow (Hrsg.), Letzte Tage in Pommern, München-Wien 1984;
- Herbert Reinoß, Letzte Tage in Ostpreußen, München-Wien 1983;
- Ekkehard Kuhn, Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen, München-Wien 1987;
- Günter Böddeker, Die Flüchtlinge. Die Vertreibung der Deutschen im Osten, München-Berlin 1980;
- Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Frankfurt 1985.
- Alfred M. de Zayas, Nemesis at Potsdam – The Anglo-Americans and the Expulsion of the Germans, London 1977; deutsche Fassung: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen, München 1980; ders., Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle, München 1984; ders., Anmerkungen zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Stuttgart 1986.
- Vertriebene in SBZ und DDR, Hartmut Koschyk (Hg.), Vincent Regente (Hg.) Berlin 2021

MUTTER DER SCHLESISCHEN KLÖSTER

Vor 800 Jahren wurde Kloster Leubus gegründet

Stephan Kaiser und Magdalena Ilgmann

Unweit von Neumarkt, der zweitältesten Stadt Schlesiens, wurde 1175 das Zisterzienser-Kloster Leubus unmittelbar an der Oder offiziell begründet. Als Dokumentation gilt die Stiftungsurkunde aus dem gleichen Jahr, unterzeichnet vom schlesischen Herzog Boleslaus dem Langen (1163-1201) auf der Gröditzburg bei Goldberg. Die Klosteranlage befindet sich rechtsseitig der Oder. Ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses, führten die beiden wichtigsten Handelsstraßen des Mittelalters, die „Via Regia“ und die „Niedere Straße“ in einem Abstand von circa sieben Kilometern entlang.

Bei dem Kloster Leubus handelte es sich um den ältesten Zisterzienser-Konvent Schlesiens. Es ist damit gleichzeitig die geistige und materielle Geburtsstätte der schlesischen Besiedlung durch fränkische, thüringische und sächsische Kolonisten. Die Geschichtsschreibung geht davon aus, dass die Ansiedlung von Zisterzienser-Mönchen in Schlesien auch die Zeit des Siedlungsbeginns des Landes ist.

Ein derartig umfangreiches Programm zur Besiedlung, wie es Herzog Boleslaus und später sein Sohn Heinrich der Bärtige (1201-1238) als Staatsdoktrin formulierten, konnten zu der Zeit nur Mitglieder eines modernen Reformordens allseitig begleiten und das waren die Zisterzienser. Sie verfügten über die geistig-moralischen Voraussetzungen in ihrer gesamten Lebenshaltung.



Kloster Leubus

Foto: Benhard Kirk

Die Zisterzienser als Reformorden im Mittelalter

Der Ursprung des Zisterzienserordens ist in den Idealen des hl. Benedikt (um 480-547) zu suchen. Er lebte einige Zeit als Eremit und gründete im Jahre 529 das Kloster „Monte Cassino“ in Italien. In einer sehr kritischen Zeit der abendländischen Kirche versuchte Benedikt, im Verzicht der Mönche „Wege der Umkehr und Rettung“ aufzuzeigen. Unter diesem Aspekt entstand sein Hauptwerk „Regula Benedicti“ d. h. seine Klosterregel, die Benediktinerregel. In 73 Kapiteln verfasste der hl. Benedikt eine Lehre des Lebens als Mönch. Der Leitspruch „ora et labora“ (bete und arbeite), bildet das Charakteristikum für das mönchische Leben. Die Benediktinerregel verpflichtet zu Eigentumsverzicht und Keuschheit, Gehorsam und Ortsbeständigkeit. Davon abgeleitet entstanden in der weiteren Entwicklung des Mönchtums die drei Mönchsgelübde: Armut, Keuschheit, Gehorsam.

Um das Jahr 1000 traten dann im Klosterleben der Benediktiner erhebliche Widersprüche zwischen dem praktischen Leben der Mönche in ihren klösterlichen Einrichtungen und den Regeln des hl. Benedikt auf. Unter den Mönchen breitete sich eine gewisse Liederlichkeit im täglichen Leben aus. Der Ruf nach einer Wende wurde immer stärker. So war es nicht verwunderlich, dass die Worte plötzlich im Raum standen: „Ecclesia semper reformanda“ (Die Kirche muss immer erneuert werden). Sie wurden Mittelpunkt des Denkens fortschrittlicher, verantwortungsbewusster Kirchenvertreter. Infolgedessen entstand zu der Zeit die größte Erneuerungsbewegung im kirchlichen Leben.

Am 21. März 1098 verließ eine Gruppe Mönche mit ihrem Abt Robert das Benediktiner-Kloster Molesme/Frankreich und ließ sich in Cîteaux, einer französischen Wildnis nieder. Mit dieser Neugründung des Klosters wollten der Abt Robert und seine Gleichgesinnten die Regeln des hl. Benedikt „besser und strenger verwirklichen“. Sie setzten sich das Ziel: „... zurück zur körperlichen Arbeit, Liebe zur Armut und Einsamkeit, strenge Askese nach dem Vorbild der Wüstenväter.“

An die Gründung eines neuen Ordens hatte dabei niemand gedacht. Die Mitglieder des neuen Konvents sahen in dem Wort „puritas Regulae“ (reine Regel) ihr wichtigstes Motiv.

Trotz vieler auftretender Probleme in der Folgezeit, wie verheerende Krankheiten, wenig junger Nachwuchs, nahm der Einfluss des Konvents auf die Region ständig zu. Im Jahr 1112 bat ein junger Ritter, Bernhard von Fontaines, mit 30 seiner Gefährten um Aufnahme in das neugegründete Kloster Cîteaux bei Dijon. Damit erfolgte eine weitere positive Entwicklung des Konvents. Es konnten Tochtergründungen in „La Ferte“ bei Cluny (1112) in Pontigny (1114) und in Clairvaux sowie Morimond (1115) realisiert werden.

Im Ergebnis dieser Entwicklung erklärte 1119 Papst Gregor VIII. (1118-1121) Cîteaux zum Mutterkloster des neuen Ordens der Zisterzienser. Der einstige Ritter Bernhard wird 1115 nach Clairvaux geschickt und zum Abt berufen. An dieser Stätte wird er der eigentliche Begründer der Zisterzienser. Von hier aus gingen seine Vorstellungen über die Inhalte des neuen Ordens in viele Länder Europas. Das Kloster Clair-

vaux ist auch die Quelle der verschiedensten Aufgabenstellungen der Zisterzienser, die bei der Besiedlung Schlesiens benötigt und verwirklicht wurden.

So ordnete Bernhard als Abt von Clairvaux an, dass Neugründungen von Konventen in sumpfigen Tälern und Wäldern, die gerodet werden müssen, zu erfolgen haben. Er betonte den Wert der körperlichen Arbeit gegenüber der geistigen als aufopfernder. Besonders wandte er sich gegen eine figürliche Ausgestaltung der Portale, Kapitelle und Kreuzgänge, die den Betrachter von der Gebetsstimmung ablenke. Von der religiösen Begeisterung der Zeit erfasst, breitete sich der Orden bis zum Tode des Abtes Bernhard 1153 erheblich aus und konnte zu dem Zeitpunkt bereits 343 Neugründungen aufweisen. Seine Persönlichkeit war so anerkannt, dass sogar Päpste um Entscheidungen bei ihm anriefen und sich ihnen fügten.

„Die starke Betonung der Handarbeit führte zu großen Leistungen der Zisterzienser auf dem Gebiet der Landkultivierung, die sich besonders im Zusammenhang mit der deutschen Ostkultivierung im 12./13. Jahrhundert auswirkte.“

Von den Zisterziensern wurden u. a. folgende Leistungen erbracht: Sie gaben

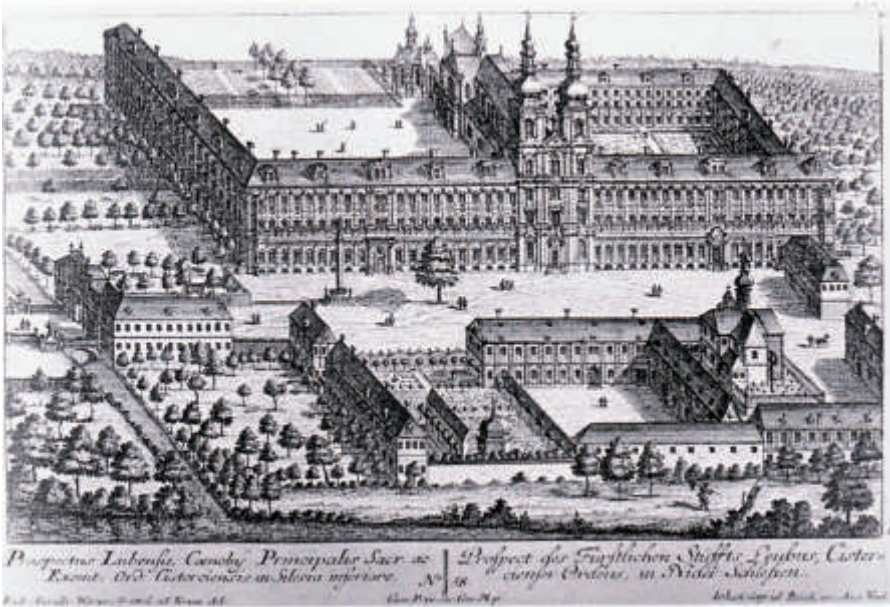
- Lokationsurkunden zur Anlage von Waldhufendörfern aus,
- konkrete Hinweise beim Anlegen und beim Aufbau eines Dorfes,
- Unterstützung beim Bau von Gotteshäusern und beeinflussten besonders deren innere Gestaltung,
- Anleitung beim Bohren nach Wasser und bei der Regulierung von Wasserläufen bzw. bei der Trockenlegung von Ackerflächen,
- Hilfe und Anleitung bei der Bodenbearbeitung und für die Bestellung der Fruchtfolge,
- beim Aufbau von Mühlen, sowie bei der Nutzung von Wind- und Wasserkraft ihren Rat,
- vereinzelt bei der Anlage und Strukturierung von Städten Hilfe, galt es doch das Marktwesen zu entfalten,
- Unterstützung bei der Anlage von Fleisch-, Brot- und Schuhbänken.

Wurzeln in Kloster Pforta

Zisterzienser-Mönche aus dem Kloster Pforta bei Naumburg an der Saale ließen sich im Jahre 1163 hier in Leubus an der Oder nieder, um getreu der Regeln des hl. Benedikt das noch unwirtliche Gebiet Schlesiens menschenwürdig zu gestalten. Ihren Weg nach Leubus fanden sie auf Bitten Boleslaus I. (1163–1201), als er 1163 sein Erbe als Herzog von Schlesien antrat.

Die Piastenfamilie Wladislaus II., deren ältester Sohn er war, lebte seit 1146 aufgrund der Exkommunikation und des Landesverweises durch den Erzbischof von Gnesen/Schlesien im Exil bei dem deutschen König Konrad III. (1138–1152) zu Altenburg/ Thüringen. Der König war der Halbbruder seiner Mutter Agnes von Österreich.

Das Land Schlesien wurde infolge dieser Vertreibung ab 1146 von den vier Stiefbrüdern unter Vorherrschaft des Seniors Boleslaus IV. (1146–1173) verwaltet.



Kloster Leubus, Kupferstich von Bernhard Werner um 1750

Foto: gemeinfrei

Von deutscher Seite standen unter diesen Bedingungen stets zwei Fragen im Mittelpunkt politischer Entscheidungen:

- Wiederherstellung der Lehnsabhängigkeit Polens vom Römischen Reich und
- Wiedereinsetzung der Piastenfamilie Wladislaus II. in ihre Erbrechte und damit Sicherung ihrer Machtverhältnisse.

Bei der Durchsetzung der gestellten Ziele kam es zwischen dem deutschen Königshaus und der Piastenfamilie Boleslaus IV. zu Auseinandersetzungen auf den unterschiedlichsten Ebenen, bei denen Boleslaus IV. wiederholt wortbrüchig wurde. Aus Furcht vor belastenden Konsequenzen übergab er 1163 dann das Teilfürstentum Schlesien an die Söhne Wladislaus II., namentlich Boleslaus I. (1163–1201), Wladislaus Mieszko (1163–1211) und Konrad (studierte im Exil Theologie). Das Oberhaupt der Familie, Wladislaus II., verstarb 1159 im Exil auf der Burg zu Altenburg.

Die Übergabe im Jahre 1163 war der Anfang der Loslösung Schlesiens vom Piastenreich Polen und gleichzeitig der Beginn der Geschichtsschreibung des Deutschtums im schlesischen Herzogtum. Das Herzogtum umfasste zu der Zeit Nieder-, Mittel- und Oberschlesien sowie das Teschener Gebiet.

Piasten im deutschen Exil

Die Piastenfamilie Wladislaus II. lebte mit ihren drei Söhnen im Exil unter der Schirmherrschaft des Königs Konrad III. und dessen Nachfolger Kaiser Friedrich I. Barbarossa (Rotbart) (1152–1190).

In den 17 Jahren, in denen die rechtmäßigen Erben des Herzogtums Schlesien unter deutschen Kulturverhältnissen lebten, eigneten sie sich nicht nur die Inhalte der Kultur an, sondern sie verinnerlichten diese auch als Maßstab ihrer Lebensweise.

Unter diesem Aspekt wurden die Brüder mit der deutschen Wirtschaftsführung konfrontiert. Sie beschäftigten sich u. a. intensiv mit der modernen Landwirtschaft der Thüringer, lernten den Umgang mit Vermessungsgeräten und sammelten Erfahrungen auf dem Gebiet der Geldwirtschaft. Damit wurden sie zu Pionieren und Wegbereitern ei-

nes eigenständigen schlesischen Herrschergeschlechts mit deutscher Kulturwurzel.

Dieser Lernprozess wurde von den Zisterziensermönchen aus dem Kloster Pforta wesentlich gestützt und allseitig gefördert.

Es war noch ein relativ junger Konvent, der sich im Jahre 1140 hier oberhalb der Saale bei Naumburg konstituierte. Die ersten Mönche trafen 1132, aus Walkenried/Harz kommend, in Pforta ein. Zwischen der in Altenburg lebenden Piastenfamilie und den Mönchen des neugegründeten Zisterzienserkonvents entwickelten sich freundschaftliche Bindungen. Die drei Brüder kamen dadurch erstmalig mit den Zisterziensern, d. h. mit einem modernen Reformorden, in Berührung. Sie erfuhren durch die Zisterzienser nicht nur die derzeit modernste Religionslehre, sondern sie wurden auch mit der Pädagogik, der Architektur und mit dem Anlegen von wasserbaulichen Maßnahmen bzw. mit dem Aufbau von Dörfern vertraut gemacht.

Über die „Hohe Straße“ von der Saale an die Oder

Als dann Boleslaus I. 1163 den Herzoghut von Schlesien aufsetzte und damit den Weg nach Breslau antrat, ist anzunehmen, dass er bereits von einigen Mönchen begleitet wurde. Sie dürften es auch gewesen sein, die die alte Klosteranlage eines Benediktiner-Konvents im Sinne des Zisterzienserordens restaurierten und umgestalteten.

Der Weg von Pforta nach Leubus führte über die „Hohe Straße“, die Bezeichnung „Via Regia“ wurde erst ca. 100 Jahre später benutzt. Auf ihrem Weg mussten die Mönche Städte und Marktsiedlungen wie Leipzig, Großenhain, Kamenz, Bautzen, Görlitz, Lauban und Liegnitz passieren.

In der Schrift „Versus Lubensis“ wird ausgesagt, dass die Mönche bereits vor der offiziellen Begründung des Klosters Leubus das Gebiet Niederschlesiens zu Studienzwecken durchwandert hatten und über Wirtschafts- und Lebensverhältnisse der Slawen berichteten: „Städte gibt es nicht im Lande, sondern neben der Burg liegt der offene Markt, die Schenke und das Kirchlein. Als ein Schwerpunkt der Landwirtschaft zählt bei den Slawen der Hirseanbau.“

Eine Urkunde von historischer Bedeutung

Die formelle Stiftung des Klosters Leubus durch Herzog Boleslaus I. erfolgte im Jahre 1175. Die Stiftungsurkunde wurde auf der Gröditzburg unterzeichnet. Damit hatte sich auch der Konvent konstituiert.

Von Leubus aus erfolgte dann die Kolonisations- und Siedlungstätigkeit für die gesamte Region Schlesien und darüber hinaus nach deutschem Recht. Damit trägt die Urkunde von 1175 historischen Charakter. Die Urkunde wird heute im Staatsarchiv Breslau aufbewahrt.

Mit der Machtübernahme durch Heinrich I. (1201-1238), er war der Sohn von Boleslaus I. und Ehemann der heiligen Hedwig, bekam der Konvent mehrere wichtige Privilegien. So wurde die Abtei von der bischöflichen Jurisdiktion (Rechtssprechung) befreit und nur dem Papst bzw. dem Generalabt der Zisterzienser in Citraux gegenüber verpflichtet.

Weiterhin hatte das Kloster volle Entscheidungsfreiheit bei der Besetzung von Parochialstellen in den Stiftdörfern. Auch der Zehnt von den Bauern der neuen Waldhufendörfer, die zum Kloster gehörten, wurde nicht an den Bischof, sondern an das Kloster gezahlt. Insgesamt gründeten die Zisterzienser des Leubuser Konvents 65 neue Dörfer bzw. sie übernahmen slawische Dörfer und entwickelten sie zu modernen Waldhufendörfern nach deutschem Recht.

Von entscheidender Bedeutung waren die erzielten Einkünfte aus den umfangreichen Besitzungen und deren sach- und fachgerechter Verwaltung. Damit sicherten sich die Mitglieder der Einrichtung ein tragbares Fundament für Krisensituationen, wie z. B. während des Mongolenüberfalls 1241 oder des Mongoleneinfalls ab 1421.

Rundgang durch die Klosteranlage

Der heutige Monumentalbau des ehemaligen Zisterzienser-Klosters entstand in der Zeit von 1681 bis 1720, in der Epoche des Barockstils. Dabei wurden teilweise Elemente älterer Baukörper integriert. Die Hauptfassade des Klostergebäudes hat eine Länge von 223 Metern und zählt damit zu den größten Barockensembles Europas. In unmittelbarem Vorfeld der Klosteranlage befinden sich die Mariensäule von 1670,

sie wurde von Abt Arnold Freiburger (1636-1672) gestiftet, die Jacobskirche, in der die Mönche für die Öffentlichkeit predigten, sowie Reste der ehemaligen Brauerei. Vor den Gebäuden befindet sich ein alter Bestand an Kastanienbäumen.

Über den Baumeister der Klosteranlage gibt es keine Angaben. Vermutungen führen jedoch nach Norditalien. Weitere Dokumentationen in schlesischen Unterlagen geben Auskunft über den Bauablauf, u. a. zur Prälatur (1681 bis 1699) und zum Konventgebäude, dessen Grundstein um 1692/93 gelegt wurde. Im Jahr 1715 kam es dann zur Fertigstellung aller barocken Bauten.

Das Hauptgebäude nimmt die verschiedenen Funktionsbereiche auf. Vom ehemaligen Torhaus betrachtet sieht man „die Prälatur“. Es ist der Amts- und Wohnsitz des Abtes. In der Mitte erhebt sich der Sakralbau mit drei anschließenden Kapellen, nämlich der Benediktuskapelle, Bernharduskapelle und Fürstenkapelle. Daran folgt der Vierflügelbau des Konvents. Am Abschluss des Längsgebäudes im Süden findet man im Erdgeschoss das Sommerrefektorium (Klosterspeisesaal) und in der zweiten und dritten Etage befindet sich die Bibliothek. Sie verfügte bereits im 13. Jahrhundert über einen Bestand von ca. 900 Bänden und zählte damit zu den größten Bibliotheken Europas. Mit der Besetzung durch Schweden im Dreißigjährigen Krieg wurde die Büchersammlung nach Stettin verlagert und ging damit dem Kloster verloren. Ein Rückkaufsangebot im Jahre 1679 wurde ausgeschlagen. Kurze Zeit später vernichtete ein Brand die Buchbestände in Stettin.

Die Klosterkirche als Zentrum der Gesamtanlage

Bei dem Gotteshaus handelt es sich um eine dreischiffige Basilika, deren zwei Türme je eine Barockhaube mit Laterne besitzen. Es ist ein Ziegelbau mit Sandstein versetzt, dessen Grundriss auf einem lateinischen Kreuz basiert. Der ursprüngliche Sakralbau wurde erstmalig 1208 bzw. 1230 erwähnt, es war die Zeit der Romanik. Bei Grabungen fand man wesentliche Details dieses Baukörpers wieder. Der heute noch beherrschende hochgotische Bau wird für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert. Die Weihung zur Marienkirche erfolgte im Jahre 1330. Das Hauptschiff mit dem Kreuzrippengewölbe und das Presbyte-

rium (Chorraum) sind mit gotischen Fenstern ausgestattet, dagegen verfügen die Seitenschiffe über barocke Fenster. Bis zum Dreißigjährigen Krieg bestand das Gotteshaus nach Bauregeln des Zisterzienserordens, u. a. ohne Turm und mit geradem Chorabschluss. Erst mit der Barockisierung konnte der Sakralbau entsprechend verändert und auch mit gelbem Putz versehen werden. Es war die Zeit eines neuen Aufschwungs, der sich natürlich auch in der Erweiterung der Kirche widerspiegelte. So wurde der Konvents-Chor im Mittelschiff um zwei Joche erweitert sowie die gesamte Fassade, einschließlich der Türme, neugestaltet.

An der Nordseite, in Ergänzung der Bernharduskapelle, befindet sich die Fürstenkapelle. Auch hier erfolgte zur Barockzeit im Innern eine Neugestaltung. Es war ursprünglich eine Grabstiftung von Herzog Boleslaus III. im Jahre 1311 für die herzogliche Familie. Der gesamte Sakralbau und auch die Fürstenkapelle sind heute leere Räume. Unmittelbar neben der fürstlichen Grabstätte befindet sich die Loretokapelle von 1710. Nach der Säkularisation wurde diese Kapelle als Sakristei umfunktioniert. An der Südseite der Kirche schließt sich das viereckige Klostergebäude an.

Im Jahr 2004 wurde die Restaurierung des südlichen Refektoriums (Klostereisesaal) fertiggestellt. Den Saal überspannt ein Deckengewölbe, das die Darstellung der Bibelgeschichte „die wundersame Speisung der 5.000 Leute“ vom Maler Felix Anton Scheffler aus dem Jahre 1733 zeigt. Dieses ehemalige Refektorium der Mönche wird vielleicht zukünftig für Konferenzen, Ausstellungen oder als Konzertraum genutzt werden können. Der Raum hat eine hallende Akustik, da dort früher während dem Essen aus der Bibel vorgelesen wurde. Dies schränkt die konzertante Funktion ein.

Ein „Schloss“ der Äbte

In Verlängerung der Nordseite des Gotteshauses folgt die Prälatur. Auch dieser Teil der Gesamtanlage wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg im Barockstil neu errichtet (1681-1699). In dem 118 Meter langen Flügel befindet sich der bis 1996 völlig restaurierte Fürstensaal, vermutlich erbaut zwischen 1734 und 1739. Er ist in seiner imponierenden Barockpracht der schönste, saalartige Innenraum Schlesiens. Ausgestaltet mit Skulpturen von Franz Joseph Mangoldt, Fresken von Christian

Bentum und mit Stuckarbeiten von J. A. Provisores ist dieser Fürstensaal eine Stätte der Arbeiten der hervorragendsten Künstler Schlesiens damaliger Zeit. Neben figürlichen Darstellungen Kaiser Karls VI., Josephs I. und Leopolds I. werden die Habsburger von den vier Kardinaltugenden umgeben. Es ist aber auch ein Ausdruck der engen Bindung des Klosters Leubus zum Hause Habsburg.

Im Speisesaal des Abtflügels erfolgte bei Restaurationsarbeiten um 1970 die Freilegung des Gewölbes durch die Beseitigung einer Zwischendecke aus dem 19. Jahrhundert. Zum Vorschein kam eine der frühesten, großflächigen Freskomalereien von Michael Willmann (1630-1706) „der Triumph des Tugendhelden“, umgeben von Motiven des rechten Lebensweges, vermutlich nach 1690 entstanden. Diese Arbeit zählt zu den am besten erhaltenen Willmanns.

Seit 2015 werden Konservierungsarbeiten an der Fassade des Schlosses und an den Skulpturen des Torgebäudes durchgeführt: die Arbeiten an der Westfassade sind abgeschlossen und werden an der Nordfassade fortgesetzt. Die Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten an der Skulpturen- und Stuckdekoration der Loretokapelle in der Kirche der Heiligen Jungfrau Maria sind im Gange.

Außerdem hat man viele Restaurierungsarbeiten durchgeführt, etwa in den Räumen, deren Dekoration von den bedeutendsten schlesischen und europäischen Malern, Bildhauern und Stuckateuren wie Willmann, Bentum, Provisore, Mangoldt ausgeführt wurde. Dies betraf den Fürstensaal, das Sommerrefektorium, den Speisesaal der Äbte. Die Restaurierungsarbeiten an der Klosterbibliothek sind inzwischen zu mehr als 70 % fortgeschritten. Es wurden die Fürstenkapelle, die Kapellen Hl. Bernhard und Hl. Benedikt renoviert, wo die bereits durchgeführten Restaurierungsarbeiten bei der Verstärkung ihrer Struktur - nach Abschluss der Restaurierung - erheblich beschädigt wurden.

Große Pläne für die Zukunft

Auf der Website der Stiftung Leubus ist ein Revitalisierungskonzept zu finden, das vom Architektur- und Designbüro „Pentagramm“ aus Posen für Leubus entwickelt aber wegen Problemen bei der Finanzierung noch nicht umgesetzt wurde. Der gesamte Gebäudekomplex der Zis-

terzienserabtei in Leubus eigne sich laut dieser Studie aufgrund seiner hervorragenden Lage und der großen Außen- und Innenflächen hervorragend für die Einrichtung eines Konferenz- und Tourismuszentrums für die breite Ausbildung und Präsentation kultureller Errungenschaften, insbesondere der Länder Mittel- und Osteuropas.

Im Falle des Abtschlosses plane man ein Konferenz- und Schulungszentrum mit umfangreicher technischer Infrastruktur für die effiziente Organisation von Seminaren, Konferenzen oder Kongressen aller Art. Der renovierte Fürstensaal und die meisten anderen Säle eigneten sich für die Umgestaltung in Seminar- und Schulungsräume für internationale Bildungsprogramme. Das Klostergebäude selbst sei ideal für die Einrichtung eines Hotels mit hohem Standard. Seine innere Struktur mit breiten Gängen auf jeder Etage und einem Innenhof, der mit einem Glasdach überdacht werden sollte, könne den Hotelgästen eine freundliche Atmosphäre bieten.

Die ehemalige Kirche der Heiligen Jungfrau Maria, welche seit Anfang des 19. Jahrhunderts nicht mehr als Kirche genutzt werde, solle in eine Kunstgalerie umgewandelt werden, in der Ausstellungen, Konzerte und andere kulturelle Veranstaltungen präsentiert werden sollten.

Das Konzept sieht vor, in dem ehemaligen Brauerei- und Bäckerei-Gebäude ein Touristen- und Jugendhotel mit wirtschaftlichem Standard einzurichten. Im Untergeschoss solle eine Gaststätte mit einer Mini-brauerei, die vor Ort Bier braut, eingerichtet werden. Im östlichen Teil des Schloss- und Klosterkomplexes, innerhalb der Grenzen der erhaltenen postzisterziensischen Mauern, sei die Rekonstruktion eines barocken Ziergartens vorgesehen, der auf der Grundlage der Stiche von Werner aus dem 18. Jahrhundert rekonstruiert werde.

Das Gebiet im Süden, außerhalb der Mauern des ehemaligen Klosterkomplexes, sei für die Schaffung eines Sportkomplexes mit Mannschaftsspiel- und Tennisplätzen sowie einem Golfplatz vorgesehen. In unmittelbarer Nähe des Touristen- und Jugendhotels habe man den Standort für eine Kanustation vorgesehen. Auf der Westseite des Klosterhügels, beim Gebäude der ehemaligen Jakobskirche, die renoviert und in ein ökumenisches Gotteshaus umgewandelt werde, sei die Renovierung, teilweise Restaurierung der baufälligen Gebäude und deren Ergänzung mit neuer Substanz geplant, wobei sie einer mittelalterlichen Stadt nachempfunden werden sollten.



Kloster Lebus, Blick in den Fürstensaal

Foto: Jacek Zygmunt, Stiftung_Lebus

Hinweise für Besucher

Das wunderschöne Kloster Lebus/Lubiąż kann man täglich besichtigen. Die Besichtigung finden in Gruppen zu jeder vollen Stunde statt. Die Besucher haben Zutritt zum Speisesaal der Äbte, Fürstensaal, Kirche der Heiligen Jungfrau Maria und zum Sommerrefektorium. Die Reservierung von Besichtigungsterminen ist nur für Gruppen von 20 oder mehr Personen notwendig. Vom 1. April bis zum 30. September ist das Objekt von 10 bis 17 Uhr - letzter Einlass um 16 Uhr und vom 1. Oktober bis zum 31. März von 10 Uhr bis 15 Uhr geöffnet, letzter Einlass ist um 16 Uhr.

Eintrittspreise: normal: 30,- PLN / ermäßigt: PLN 25,-
(gültig ab 1. Mai 2024).

Die Bezahlung ist nur in bar möglich.

Für eine Fotoerlaubnis muss man 5,00 PLN pro Fotogerät zahlen.

fundacjalubiaz.org.pl/kontakt/

PRIESTER UND ARCHÄOLOGE

**Mit Franziskanerpater Marian Arndt,
Seelsorger der deutschen Katholiken
in Niederschlesien, sprach Magdalena Ilgmann**

Der aus Ratibor Stammende unterrichtete biblische Theologie am Franziskanerseminar (Antonianum) in Breslau-Carlowitz und an der Päpstlichen Theologischen Fakultät zu Breslau. Seit 1986 nahm er als fachkundiger Archäologe an Ausgrabungen auf dem Nebo-Berg in Jordanien sowie in Kafarnaum und Magdala in Israel teil. Seit 2010 war er Moderator der Breslauer Erzdiözese für das Katholische Bibelwerk. Seine wichtigste Aufgabe ist jedoch die des Seelsorgers für die deutschen Katholiken im polnischen Niederschlesien, also der Erzdiözese Breslau sowie in den Diözesen Liegnitz und Schweidnitz.

Deutscher Oberschlesier

Der 1950 in Ratibor geborene Franziskanerpater Dr. Marian Bernard Arndt OFM hat in seiner Kindheit bis auf ein paar Floskeln, die man leicht bei Kinderspielen lernt, nur Deutsch gesprochen und wuchs in einem deutschen Elternhaus auf. Polnisch lernte er in der Schulzeit. Nach dem Abitur in seiner Heimatstadt ist er am 16. Oktober 1968 dem Orden in der Schlesischen Franziskanerprovinz der Heiligen Hedwig beigetreten. Die Priesterweihe erhielt er am 2. Februar 1975 in Glatz, danach studierte er zunächst an der Päpstlichen Theologischen Fakultät in Breslau und dann von 1978 bis 1984 an der Katholischen Universität in Lublin, wo er über den theologischen Inhalt des Bundes zwischen Gott und Noah promovierte. 1985 wurde er nach Jerusalem entsandt. Dort hat Pater Marian innerhalb von zwei Jahren das Studium Biblicum Franciscanum absolviert und Diplomarbeiten auf dem Gebiet der orientalischen Bibelwissenschaften und der biblischen Archäologie verfasst. Als Experte für dieses Fachgebiet

genießt er polenweit Ansehen und erhielt sogar eine Medaille der damaligen Königin Jordaniens, die auf dem dortigen Nebo-Berg mit dem Hubschrauber einen Besuch abstattete, als bei den Ausgrabungen sehr schöne kunstvolle Mosaikentdeckungen wurden. Sie hat sich die geklebten archäologischen Scherben angeschaut, den Effekt der Arbeit der Franziskaner bewundert und am nächsten Tag die Auszeichnung für denjenigen, „der die Töpfe klebt“ gesandt. Für seine Tätigkeit hat Pater Marian Arndt 2010 ebenfalls eine Medaille *Unitas in veritate*, gestiftet zu Ehren des schlesischen Pfarrers Pieczka, in seiner Heimatstadt Ratibor erhalten. Die Medaille wird an diejenigen vergeben, die den Dialog der Vergangenheit mit der Gegenwart, zwischen Gott und den Menschen und zwischen den Menschen fördern.

Ungeachtet seiner wissenschaftlichen Interessen und Beschäftigungen gehört die Seelsorge zu seinem Alltag. Die Aufgabe des Seelsorgers für die katholischen Deutschen im polnischen Niederschlesien hat er 2004 von seinem populären und sehr angesehenen, damals aber sterbenskranken Vorgänger Pater Bernhardin Gerhard Leisner übernommen. Am 15. März 2004 wurde er von Kardinal Henryk Gulbinowicz zum Seelsorger der deutschen katholischen Gemeinde im polnischen Niederschlesien ernannt, also der Erzdiözese Breslau sowie in den Diözesen Liegnitz und Schweidnitz. Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, wie komplex die Geschichte der deutschen Katholiken in Breslau und ganz Niederschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg war und wie weit verzweigt sie heute leben. Im Gespräch mit Magdalena Ilgmann erläutert Pater Marian seine Aufgaben, Interessen und Zukunftspläne.

Wie entwickelt sich Ihre Gemeinde, zum Beispiel die Zahl der Mitglieder?

Die Seelsorge in Breslau funktioniert schon seit dem Krieg, immer. Das ist zum Beispiel in Oberschlesien nicht der Fall gewesen. Dort, in der Opper Diözese und in ganz Oberschlesien, durfte man aus politischen Gründen keine deutschen Gottesdienste halten. Uns hat man irgendwie toleriert, warum, das ist ein Thema für die Historiker. In den 1960er Jahren war das vielleicht die einzige deutsche Seelsorge



*Pater Marian Arndt (re.) mit Edward Cichoń, dem damaligen Probst aus Ziegenhals/
Glucholazy und Schulfreund von Pater Arndt bei der Wallfahrt zu Mariahilf
in Zuckmantel*

Foto: privat

im polnischen Schlesien, was allerdings weitgehend unbekannt war. In Oberschlesien wusste man nicht, dass in Breslau deutsche Gottesdienste gehalten wurden.

Die Gemeinde wird kleiner, weil die gebürtigen deutschen Breslauer werden immer weniger werden. In der Oppelner Diözese und in Oberschlesien, wo es noch eine starke deutschen Minderheit gibt, ist das anders. Von den deutschen Katholiken, die heute in Niederschlesien leben, kommt ohnehin schon die Hälfte aus Oberschlesien, zumal Niederschlesien schon immer auch stark evangelisch geprägt war. So bilden die zugezogenen Oberschlesier einen erheblichen Teil unserer deutschen katholischen Gemeinde in Niederschlesien.

Zu den Gottesdiensten kommen sonntags zehn bis zwanzig Menschen, manchmal nur acht. So ist die Realität. Wie lange das funktioniert, weiß ich nicht. Viele kommen altersbedingt oder aus gesundheitlichen Gründen nicht, halten aber Kontakt zu unserer Gemeinde. Unser Provinzial sagt zurecht, dass die Seelsorge nicht nur aus Gottesdiensten bestehe, eine liturgische Seelsorge sei nicht alles. Ich lege einen großen Wert auf die anderen Formen: wir organisieren Treffen, Wallfahrten. Vor der Pandemie war das noch ziemlich regelmäßig, dass man einmal im Monat den sogenannten Kaffee und Kuchen gehabt hat. Auch beim Kaffee, beim Gespräch erlebt man die Gemeinschaft. Wir feiern gemeinsame Geburtstage, machen einmal im Monat Krankenbesuche und nehmen an Beerdigungen teil. Es gibt auch Bibelstunden, die seit der Pandemie ein wenig unregelmäßig stattfinden. Dies will ich wieder beleben.

Regelmäßiger Kontakt besteht zu fast 200 Mitgliedern in ganz Niederschlesien: Breslau, Waldenburg, Landeshut, Hirschberg, Liegnitz, Schweidnitz und Glatz. Doch auch viele andere kommen bei uns vorbei: Touristen, Mitarbeiter der deutschen Firmen, die in Breslau eine Zeitlang arbeiten. Gelegentlich kommen auch deutsche Studenten zu uns, die hier studieren. Vielleicht sieht man sie nicht jeden Sonntag, aber sie besuchten schon unsere heilige Messe. Auch die deutschen Diplomaten halten Kontakt zu uns: am Tag der Deutschen Einheit oder bei anderen Feiertagen werde ich immer vom Breslauer Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland eingeladen.

In den letzten Jahren entstanden auch in polnischen Städten, die keinen deutschen Hintergrund haben, deutsche katholische Gemeinden, so zum Beispiel in Warschau und Krakau. Dort finden seit circa zehn Jahren recht regelmäßig deutsche Gottesdienste statt. Das funktioniert aber eher als eine deutsche Fremdsprachenseelsorge, während wir eine Seelsorge der deutschen Minderheit sind. Dabei ist die Seelsorge kein Werk der Franziskaner, sie stellen nur dem Bischof, der Diözese einen Priester zur Verfügung.

Seit 1996 wird ein „Gemeindebrief“ der deutschen Katholiken in der Erzdiözese Breslau herausgegeben. Er erscheint seit 1999 als „Heimatsbote“ und ich bin dafür zuständig. Dort kann man Aktuelles über uns finden. Es gibt auch eine Internetseite dazu: <https://katholische-seelsorge.franciszkanie.com/index.php/aktualnosci/>

Werden Sie von der katholischen Kirche in Polen unterstützt?

Ich bekomme tatsächlich so ein Benzingeld für unsere Ausgaben, das ist schon eine Unterstützung. Ansonsten finanzieren wir uns von Spenden und Sonstigem. Ich wurde vom Bischof gesandt, um diese Aufgabe zu erfüllen, die von der Diözese gewollt und planmäßig ausgeführt wird: in dieser Hinsicht bekomme ich eine Unterstützung.

Die Wallfahrten

Unter Pater Leisner wurde auch die Vorkriegstradition der Wallfahrten wiederaufgenommen. Er organisierte jährlich eine Wallfahrt am zweiten Julisonntag nach Wartha (Bardo Śl.) und am zweiten Augustsonntag nach Albendorf (Wambierzyce). Was gibt es Neues bezüglich der Wallfahrten? Wie ist die Lage nach der Hochwasserkatastrophe? Wie ist der Zuspruch bei den Wallfahrten?

Die zwei Wallfahrten, die wir organisieren, das hat wohl in den 60er Jahren angefangen. Und nach der Wende waren es Wallfahrten nach St. Annaberg als Wallfahrt aller Minderheiten. Die Roma haben diesen Termin schon vor der Wende von 1989 gehabt, und wir haben uns da angeschlossen, jetzt sind die meisten Teilnehmer deutsch. Nach der Wende ist noch eine Wallfahrt entstanden, organisiert von der Oppelner Diözese und der tschechischen Diözese Troppau und Ostrau. Das ist eine Wallfahrt nach Zuckmantel/Zlaté Hory, die Kirche dort heißt Mariahilf. Dieser Wallfahrtsort wurde von den Kommunisten zerstört, sollte ausgelöscht werden. Dann ist aber nach 1989 die Kirche wieder aufgebaut worden und es finden wieder immer im September Dreinationen-Wallfahrten statt. Wir schließen uns sowohl den Wallfahrten nach St. Annaberg, als auch zur Mariahilf-Kirche in Zuckmantel an. Seit einigen Jahren machen wir auch Anfang November eine Wallfahrt zum Kloster Trebnitz, wo sich in der Kirche das Hochgrab der Heiligen Hedwig, der Schutzpatronin Schlesiens befindet.

Bei unseren zwei Wallfahrten, die wir jährlich im Juli nach Wartha/Bardo und im August nach Albendorf/Wambierzyce organisieren, ist der Zuspruch groß. Es kommen bis zu 200 Teilnehmer zusammen. In Zuckmantel sind es im September noch mehr, weil dort noch

polnische und tschechische Pilger dazu kommen. Dieser Wallfahrtsort war vor dem Zweiten Weltkrieg sehr bekannt, besonders hier in Niederschlesien. Kardinal Meisner ist als Jüngling mit seinen Eltern und Großeltern dorthin gepilgert. Dieses Jahr wurde die Wallfahrt abgesagt, weil eine Woche davor das Hochwasser alle Brücken in Ziegenhals/Głucholazy zerstört hat und es war problematisch, den Transport dorthin zu organisieren. Die Wallfahrten nach Wartha und Albendorf konnten auch in diesem Jahr vor dem Hochwasser veranstaltet werden. Damals beim Hochwasser 1997 hat mein Vorgänger Pater Leisner Hilfe organisiert, weil viele Menschen materielle Schäden erlitten. Er hat Vorräte oder Wohnungen besorgt, aber unmittelbar waren die Mitglieder nicht betroffen. Jetzt beten wir für die Opfer der letzten Katastrophe und besorgen Hilfe: am 22. September haben wir in der Seelsorge und in der Franziskaner Kirche in Carlowitz Spenden gesammelt.



Pater Marian Arndt mit Pilgern von der deutschen Minderheit in Polen bei der Wallfahrt in Albendorf (Wambierzyce)

Foto: VdG

Wie sieht die Situation bei der VdG-Wallfahrt nach Trebnitz aus?

Nach Trebnitz pilgern vielleicht nicht so viele, bis zu 100 Menschen. Diese Wallfahrt wird vom Dachverband der deutschen Minderheit, dem Verband der deutschen Gesellschaften in Polen (VdG) mit Sitz in Opateln organisiert, von wo auch die meisten Teilnehmer kommen und wir schließen uns an. Diese Wallfahrt nach Trebnitz wird mit einem Besuch auf dem Soldatenfriedhof in Groß Nädłitz/Nadolice Wielkie im dortigen Friedenspark verbunden, um der dort ruhenden deutschen Gefallenen zu gedenken. Dieser Besuch in Groß Nädłitz hat eine andere Geschichte, die auch erwähnenswert ist. Sie ist mit dem Volkstrauertag verbunden und wird von der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau organisiert. Sie laden immer einen Priester und einen Pastor ein. Der Pastor und ich halten dort eine Andacht mit Predigt. Dort ist ebenfalls immer ein Vertreter aus dem deutschen Generalkonsulat anwesend. Das wird auch mit Blick auf die ökumenische Zusammenarbeit organisiert.

An Allerheiligen wird noch eine Initiative der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau durchgeführt, bei der die Katholiken mitmachen. In der Frühe fährt eine Gruppe mit Grablichtern zu verschiedenen Friedhöfen, etwa zum Oswitzer/Osobowicki Friedhof in Breslau. Da sind gleich neben der Kapelle vorne deutsche Soldaten begraben; dass das deutsche Soldaten sind, wird immer wieder verschwiegen. Wir sorgen dafür, dass dort am Allerheiligentag die Lichter angezündet werden. Eine Delegation fährt dann dorthin, wo deutsche Gräber sind: nach Groß Nädłitz oder zum Grab von Pater Bernhardin Leisner, der hier bei uns auf dem Klosterfriedhof beerdigt ist. Es ist für mich wichtig, dass die Leute da mitmachen. Er droht in Vergessenheit zu geraten, weil immer weniger Menschen leben, die ihn persönlich kannten, aber wir gehen dorthin.

Vor zwei Jahren ist auch auf Initiative der Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau ein Buch von Dr. Joanna Giel „Die Fürsorge der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft für die deutschen Kriegsgräber in Breslau“ über Gräber und Friedhöfe erschienen; ich habe dabei die Informationen zusammengestellt und zur Verfügung gestellt, was die katholische Seelsorge für die Gräber und Friedhöfe tut, über die Wallfahrten, unsere Termine angegeben.

Die biblische Realität

Sie sind nicht nur Seelsorger sondern auch biblischer Archäologe?

Ich habe mein Studium in Lublin und Jerusalem beendet. Seit Beginn des Studiums war die biblische Archäologie mein Interessenfeld, damals war die deutsche Seelsorge für mich noch nicht aktuell. Von der biblischen Ausbildung her war ich auch an Archäologie interessiert und habe in Priesterseminaren unterrichtet. Das waren drei Jahre an der Katholischen Universität Lublin, an deren Auswärtigen Abteilung. Jetzt bin ich pensioniert. Gleichzeitig mit meiner Rentenzeit kam es, dass die wissenschaftlichen Vorlesungen im Priesterseminar Breslau an die Päpstliche Theologische Fakultät auf der Dominsel verlegt wurden. Dort nehmen die Studenten teil und machen ihre Magisterarbeit oder Prüfungen. Sie wohnen bei uns im Franziskanerseminar, wo sie eine geistige, spirituelle Ausbildung und Erziehung bekommen, und fahren mit der Straßenbahn zu den Vorlesungen zum Priesterseminar. Diese Wende, diese Umfunktionierung kam mit meiner Pension zusammen und dann bin ich schmerzlos in den Ruhestand entlassen worden.

Aber meine Fähigkeiten, Ausbildung und Interessen, die entwickle ich weiter. So schreibe ich weiter Artikel, auch wissenschaftliche. Und ganz regelmäßig schreibe ich über biblische Geschichte, biblische Archäologie, biblische Geographie in unserer Monatsschrift „Głos św. Franciszka“ (Stimme des hl. Franziskus). Jeden Monat verfasse ich zwei Texte, mit einem Bild auf dem Umschlag, welches ich auswähle. Das sind vier bis fünf Seiten, manchmal mehr, mit schwarz-weißen Fotos zu den Themen aus der biblischen Archäologie und Geographie. Ich nenne das kurz „Die biblische Realität“: die realen Hintergründe. Nicht nur die Theologie, was den Glauben bedingt, sondern auch die Hintergründe wecken Interesse. Viele Leser finden das interessant, weil dadurch die wenig bekannte Wirklichkeit von der archäologischen, geographischen Seite erzählt wird, was die Bibel bestätigt. Das Wissen und das Ganze, was ich durch mein Studium entwickeln konnte und durfte, findet so Weiterverwendung, nicht nur wissenschaftlich, sondern in einer eher populären Form. Zur biblischen Archäologie mache ich Vorträge, auch mit Dias, für verschiedene Gruppen, etwa mit den Schwestern. Das stößt auf Interesse.

**Sie werden im Jahr 2025 mit 75 einen runden Geburtstag feiern.
Was wünschen Sie sich für die Zukunft?**

In der Seelsorge möchte ich tätig bleiben, solange ich kann. In der Diözese muss der Pfarrer mit 75 Jahren einen Rücktritt einreichen, der zuständige Bischof kann sie annehmen oder ablehnen. Ich bin kein regelrechter Pfarrer im Sinne des staatlichen oder kirchlichen Gesetzes. Dies ist eine Seelsorge, wir bezeichnen die Seelsorge als eine „nicht vollständige Pfarrgemeinde“: das ist eine geistige Betreuung einer bestimmten Gruppe. Der Unterschied ist, dass wir keine Bücher haben: keine Taufbücher, keine Traubücher. Wenn wir zum Beispiel hier in der deutschen Seelsorge eine Taufe erteilen, dann wird sie im Breslauer Dom eingetragen. Dadurch, dass die Seelsorge keine regelrechte Pfarrgemeinde ist, ist das Gesetz, mit 75 Jahren in den Ruhestand gehen zu müssen, für mich nicht bindend.

Für die fremdsprachige Seelsorge in ganz Polen ist jetzt Bischof Krzysztof Zadarko zuständig, das war auch nicht immer so. Ich war einige Male bei den Treffen von fremdsprachigen Seelsorgern dabei. Ich sehe, dass verschiedene fremdsprachige Seelsorger in Polen tätig sind, in verschiedenen Sprachen: Englisch, Französisch, jetzt Ukrainisch, auch in Deutsch. Die fremdsprachigen Seelsorgen erleben jetzt einen Aufschwung. Der Bischof betont, dass die eigentliche für eine nationale Minderheit bestimmte Seelsorge auch für interessierte Fremdsprachige anderer Nationalität offen sei, die in deutscher Sprache teilnehmen möchten. Wir als deutsche Seelsorge sind schon bereit, wir haben Strukturen, Termine und Platz, und Menschen, um das zu verwirklichen. Wir stehen also auch für diejenigen zur Verfügung, die Deutsch als Fremdsprache betrachten. Das ist auch ein Aspekt für die Zukunft: nicht nur als nationale Minderheit, sondern auch als eine fremdsprachige Seelsorge tätig zu sein.

Ich möchte weiter aktiv bleiben, was meine Aufgaben anbetrifft. Es gibt beispielsweise eine deutsch-polnische Gruppe, wo ich immer eingeladen werde. Es handelt sich dabei um eine Gebetsgruppe, sie kommen jedes Jahr in Bad Reinerz/Duszniki-Zdroj zusammen. Von der polnischen Seite „Odnowa w Duchu Świętym“/Erneuerung im hl. Geist-Gruppe, von der deutschen Seite ist das eine Gebetsgruppe,



Kloster und Hedwigsbasilika mit dem Hochgrab der Heiligen Hedwig in Trebnitz, seit einigen Jahren Mitte November Ziel einer von Pater Marian Arndt geleiteten Wallfahrt der Deutschen in Polen

Foto: Klimek

die sich aus dem Lateinischen „Monte Crucis“ nennt, weil sie in Kreuzberg, einem Stadtteil von Berlin entstanden ist. Ich werde dort zum Gottesdienst und zu so einem populärwissenschaftlichen Vortrag mit Gespräch eingeladen. Das hat eine lange Tradition, schon aus der Zeit vor 1989. Die deutsche Gruppe hat die Zusammenarbeit gesucht, auch mit dem Anliegen der Versöhnung. Natürlich ist auch ein wenig Urlaub dabei, aber mit einem gemeinsamen Gebet, gemeinsamen Gottesdienst und Vortrag.

Aufschwung im Glatzer Bergland

Jeden Sonntag halte ich die heilige Messe in Breslau und einmal im Monat außerhalb der Stadt: in Waldenburg/Wałbrzych, Landeshut/Kamienna Góra und Hirschberg/Jelenia Góra, Schweidnitz/Świdnica und Liegnitz/Legnica, und Glatz/Kłodzko.

Mit Glatz ist eine interessante Geschichte verbunden: vor mehr als 15 Jahren hatte man den Eindruck, dass die deutschen Gemeinde dort einschlafen und aussterben würde. Und jetzt war ich schon zum dritten Mal bei einer Weihnachtsfeier in Glatz eingeladen. Dort hatte sich der jetzige Vorsitzende der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft, Horst Ulbrich mit seiner Familie niedergelassen und mit ihm sind zwei oder drei weitere deutsche Ehepaare gekommen. Sie haben in der Grafschaft Glatz neu Fuß gefasst. Sie haben mit der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Glatz das deutsche Gemeindeleben neu belebt. Dort gibt es jetzt eine lebhaftere, dynamische Gemeinschaft. Es sind schon mehrere Familien, ich kenne vier oder fünf. Sie haben einen Chor gegründet, der immer bei den Gottesdiensten singt. Anders als in Landeshut, wo die Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft aufgegeben hat, funktioniert in Glatz jetzt alles wunderbar. Sie machen auch ein Oktoberfest, Weihnachtsfeier, andere Feiern, haben ein Büro in der Stadt. Es ist ein Beweis, dass das Gemeindeleben nicht immer zum Aussterben verdammt ist, es kann auch anders kommen. Es gibt Hoffnung für die Zukunft.

Kontakt:

Pater Marian Bernard Arndt,
al. Jana Kasprowicza 26
PL 51-161 Wrocław 8
E-Mail: marndt@wp.pl
www.katholische-seelsorge.franciszkanie.com

Katholische Gottesdienste in deutscher Sprache in Breslau und Niederschlesien:

Breslau

*Die Kapelle bei den Hedwigschwestern, ul. Sępa Szarzyńskiego 29
Sonn- und Feiertage – 10 Uhr.*

Schweidnitz (Świdnica)

*Kreuzkirche, ul. Westerplatte 4
4. Sonntag im Monat – 13 Uhr*

Liegnitz (Legnica)

*Kirche, ul. Tulipanowa 1
4. Sonntag im Monat – 15 Uhr*

Waldenburg (Wałbrzych)

*Schmerz. Mutter Gottes-Kirche, pl. Kościelny
3. Sonntag im Monat - 13:30 Uhr*

Landeshut (Kamienna Góra)

*St. Peter und Paul-Kirche, ul. Karola Miarki 31
3. Sonntag im Monat um 15 Uhr*

Hirschberg (Jelenia Góra)

*St. Annakirche, ul. M. Konopnickiej 1
3. Sonntag im Monat um 17 Uhr*

Glatz (Kłodzko)

*im Klarissenkloster, ul. Łukasińskiego 34
am letzten Samstag des Monats um 14 Uhr*

DIE AKTUALITÄT DES DICHTERS ERNST WIECHERT

Auch 75 Jahre nach seinem Tode öffnen sich immer wieder neue Perspektiven in seinem Werk

Klaus Weigelt

Der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert, am 18. Mai 1887 im marischen Kleinort bei Sensburg geboren, wirkte nach Studium, Teilnahme am Ersten Weltkrieg und Schuldienst in Königsberg und Berlin ab 1933 als freier Schriftsteller, zunächst in Ambach und ab 1936 in Wolfratshausen bei München. Vertrat Wiechert in den 1920er Jahren, geprägt von seinen Fronterlebnissen und unter dem Eindruck des Versailler Friedensvertrages, in seinen frühen Werken völkische und nationale Positionen, so korrigierte er diese Haltung Ende der 1920er Jahre, vor allem aber nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Als Humanist und Pädagoge erkannte Wiechert schnell, dass die vom NS-Regime propagierten ideologischen Positionen seinen Prinzipien und seiner Auffassung vom Menschen zutiefst widersprachen und die Zukunft der Jugend gefährdeten. Voller Sorge brachte er seine Bedenken bereits 1933 und 1935 in der Münchner Universität zum Ausdruck.

KZ Buchenwald beschrieben und überlebt

Als bekannter und hochgeachteter Schriftsteller, der mit seinen Romanen *Die Majorin*, *Jedermann*, *Die Magd des Jürgen Dorskocil* und verschiedenen Novellensammlungen einen weiten Bekanntheitsgrad erreicht und auch einige Literaturpreise erhalten hatte, konnte Wiechert im Dritten Reich zwar eine Zeitlang öffentlich frei reden und Lesungen halten, in denen er – wie in *Der weiße Büffel* – systemkritische



Titelbild des Buches von Klaus Weigelt: Schweigen und Sprache, Literarische Begegnungen mit Ernst Wiechert, Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 7, 224 Seiten, geb., 210 mm x 140 mm, ISBN: 978-3-947215-76-8, 25,-

Auffassungen vertrat, aber die Machthaber in Berlin beobachteten ihn und griffen schließlich durch. Im Jahre 1938 wurde Wiechert verhaftet, zunächst in München eingesperrt und später in das KZ Buchenwald gebracht, wo er trotz seiner schwachen körperlichen Konstitution zwei Monate Zwangsarbeit verrichten musste. Bei seiner Entlassung war er krank und gerade noch mit dem Leben davongekommen. Propagandaminister Göbbels zitierte ihn nach Berlin und drohte ihm mit „physischer Vernichtung“ für den Fall, dass er sich nicht fügen würde.

Wiechert fügte sich nicht, sondern beschritt den Weg in die innere Emigration. Manfred Hausmann, dem er im Herbst 1938 bei dem von den Nazis organisierten Dichtertreffen in Weimar begegnete, bekannte er: „Lebend bekommen sie mich nicht mehr“. Seitdem lag eine geladene Pistole unter seinem Kopfkissen in Wolfratshausen. Dass trotz der Drohung des NS-Ministers der Bestseller Wiecherts *Das einfache Leben* 1939 erscheinen konnte, ist ein bis heute in Fachkreisen diskutierter Fall von merkwürdiger Diskontinuität nationalsozialistischer Literaturpolitik. Das Buch enthält erste deutliche Hinweise auf die erlittene KZ-Haft.

Seine weiteren Werke aber – vor allem *Der Totenwald*, *Die Jerominkinder* und die *Märchen* – verpackte Wiechert während der Kriegsjahre in Ölpapier und vergrub sie in seinem Garten. Sie wurden erst nach Kriegsende publiziert. Der Bericht *Der Totenwald* ist auf der Grundlage der eigenen Erlebnisse im KZ die erste literarische Annäherung an die Menschenverachtung und den Rassenwahn, zu dem das NS-Regime seine Schergen systematisch anleitete und für die es sie missbrauchte. Wiechert zeigt in seinem Bericht mit schmerzender Präzision, was Menschen ihren Opfern an Grausamkeiten antun können, wenn sie sich „auf Befehl“ ideologisch gerechtfertigt sehen. Wiechert beschreibt aber auch die große Menschlichkeit derer im Lager, die das unmenschliche System durchschauen, sich ihm widersetzen und auch unter dem Einsatz des eigenen Lebens anderen Geplagten, wie Ernst Wiechert, helfen.

Abgründe des Bösen und Sieg des Guten

Wiecherts Hauptwerk *Die Jerominkinder* werden oft als ostpreußischer Familien- und Entwicklungsroman der Familie Jeromin, und vor

allem des Romanhelden Jons Ehrenreich Jeromin, des späteren Dorf- und Landarztes von Sowirog, interpretiert. Jedoch haben neuere Untersuchungen gezeigt, dass eine solche Sichtweise zu kurz greift. Der Leitgedanke des Werkes besteht in der Schilderung der Unaufhaltsamkeit, mit der eine friedliche, durch Jahrhunderte geprägte dörfliche Welt am masurischen Niedersee mit ihren Traditionen und ihren an der Natur geschulten jahreszeitlichen Rhythmen durch den Nationalsozialismus sukzessive infiziert, vergiftet und schließlich, nachdem sich aller Widerstand der dörflichen Bevölkerung gegen die brutale Gewalt als zu schwach erwiesen hat, zerstört wird. Kapitel für Kapitel erschließt Wiechert die diabolische Maschinerie des NS-Regimes, der sich im Endeffekt niemand entziehen kann, es sei denn durch Freitod wie der jüdische Arzt Lawrenz.

Die Märchen schildern in immer neuen Bildern und Erzählungen die Überwindung der Gewalt und des Bösen in der Welt durch innere Wandlung und Liebe einzelner Menschen. Wiecherts Nähe zur Bibel und seine diesbezügliche Belesenheit erweisen sich in seinem ganzen Werk als Glaube an die Kraft der Liebe. Worte der Heiligen Schrift ziehen sich wie Leitfäden durch seine Romane *Das einfache Leben* (Psalm 90), *die Jerominkinder* (Jesaja) und *Missa sine nomine* (Jeremia).

Weder die *Jerominkinder* noch die Märchen haben in der literaturwissenschaftlichen Forschung bisher eine adäquate Beachtung gefunden. Es ist der 1989 gegründeten Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) zu verdanken, dass diese Werke anlässlich des 75. Todestages des Dichters 2025 im Band 8 der Schriftenreihe der IEWG ausführlich gewürdigt werden. Das wurde im November 2024 auf der Mitgliederversammlung der IEWG in Göttingen beschlossen. Außerdem ist als Besonderheit zu vermerken, dass Wiecherts letztes Werk *Missa sine nomine* ins Japanische übersetzt wird.

Fesselndes Spätwerk „Missa sine nomine“

Wiecherts letztes Werk, das er im Winter 1949/50 geschrieben hat und dessen Publikation er noch erleben konnte, trägt den Titel *Namenlose Messe, Missa sine nomine*. Dieser Roman ist wie ein Requiem, geschrieben am Ende seines Lebens, das der schwerkranke Autor vor

Augen sieht. Sein „alter Ego“ Amadeus lässt er sagen: „Vielleicht war es der einzige Weg, in Ehren alt zu werden, ohne Bitterkeit, ohne die Gier und Angst des Geizhalses, sich wegzugeben, weil man so viel gesammelt hatte, daß es unrecht gewesen wäre, es für sich zu bewahren.“

Inzwischen lebte Wiechert in der Schweiz. Er hatte geglaubt, dass mit dem Ende des Krieges und dem Verschwinden des teuflischen NS-Regimes sich die Dinge ändern würden; und er hatte geglaubt, dass die Jugend nun den richtigen Weg finden würde aus der Verführung und aus dem Irrtum der vergangenen zwölf Jahre. In diesem Sinne hatte er sie in seiner dritten Münchner Rede 1945 beschworen. Aber er sollte sich täuschen. Weder hielten in seinen Augen die Sieger, was sie versprachen, noch fand er in der veröffentlichten Meinung das Gehör, das er erhoffte. Und vor allem tauchten nun die Besserwisser aus dem Exil auf, die das Regime und die tägliche Bedrohung nicht erlebt hatten und bar jeder Kenntnis der Realitäten nichts von einer „inneren Emigration“ wissen wollten, vielmehr – wie Erika Mann – nur Hohn für Wiechert und andere Dagebliebene übrig hatten.

Zurückgezogener und fruchtbarer Lebensabend

Da wählte er selbst, was er in den 1930er Jahren vehement abgelehnt hatte, das Exil und nahm die Einladung von Schweizer Freunden an, um seinen Lebensabend in Ruhe und Abgeschiedenheit am Zürcher See in Üriikon auf dem Rütihof zu verbringen. Und hier nun entstand sein Vermächtnis, die *Missa sine nomine*, deren Größe und Tiefe bis heute nicht ausgelotet ist. Die *Missa* ist nicht nur der erste Flüchtlingsroman, in dem die Geschichte des ostpreußischen Geschlechts der Freiherrn von Liljecrona in den Brüdern Erasmus, Ägidius und Amadeus erzählt wird, die sich nach dem Krieg bei ihrer Burg in der hessischen Rhön wiederfinden, die von den siegreichen Amerikanern besetzt ist. Die *Missa* führt Gedanken und Personen aus früheren Werken zusammen und zu Ende, die Wiecherts Schaffen während der letzten zwölf Lebensjahre bestimmt haben und die ihre Verkörperung in den Personen Thomas von Orla (*Das einfache Leben*), die zwei Johannes (*Der Totenwald*, *Jerominkinder*) und Amadeus (*Missa*) finden.

Überwältigend ist die KZ-Erfahrung als Inkarnation der menschenverachtenden NS-Ideologie, des Antisemitismus, der Gewalt und des Bösen, die Wiechert selbst machen musste und die seine Romanfiguren in den von ihnen erlebten Bildern erschütternd nachempfinden. Amadeus erlebt seinen letzten Weihnachtsabend im Lager: Man hatte einen richtigen Weihnachtsbaum auf dem Appellplatz aufgestellt, „und in dessen starken, von Lichtern beschienenen Zweigen (hatte) der Wind die Körper der drei Gehängten leise bewegt. Und sie hatten um den Baum stehen müssen, viele Stunden lang, ohne Bewegung, Menschen fast aller Nationen, indes die Symbole einer neuen Zeit mit ihren gebrochenen Augen über sie hinweggeblickt hatten, in eine Ferne, die von keinem Lichterglanz erhellt gewesen war.“

Seit seiner KZ-Haft ist das unsterbliche Böse Wiecherts Lebensthema. Es begegnet ihm besonders krass in der Försterstochter Barbara, die als eine Art Werwölfin mit einem flüchtigen KZ-Kommandanten und Massenmörder ein Verhältnis beginnt. Nachdem der „Dunkle“ gefasst und hingerichtet ist, trachtet die schwangere Barbara dem vermeintlichen „Mörder“ Amadeus nach dem Leben. Den Mordanschlag überlebt Amadeus und findet zugleich den ersten Schritt, das Böse in sich selbst zu überwinden. Als der Anschlag auf ihn ausgeübt wird, zielt er mit seiner Pistole bewusst-unbewusst daneben, sodass die Angreifer nur vertrieben werden. Seine Sorge ist jetzt allein darauf gerichtet, dass Barbaras Kind keine Wiedergeburt des Bösen wird, das in seinem Erzeuger wütete.

Vorbilder für die „Unvergänglichkeit des Lebens“

Dem Förster Buschan, der Amadeus denunziert und ins KZ gebracht hat, nimmt er sein Geständnis und seine Reue ab. Nach Wiechert bedarf es nun keines Gerichtes mehr: „Wo einer bekennt, ist ein Gericht. Ich habe nur zugehört.“ In dem folgenden Prozess wird diese Auffassung mit Erstaunen zur Kenntnis genommen; aber auch das Gericht folgt Amadeus. „Ich bin aus der Spur getreten. Ich habe auf die Menschen gehört,“ sagt der Förster. Amadeus entgegnet: „Es gibt Zeitalter, in denen die Menschen an den Stacheldraht glauben. Sieger und Be-

siegte. Es ist ein primitiver Glaube. Wir müssen anfangen, an etwas anderes zu glauben.“

Und so beginnt auch Barbara, nach einer schweren psychischen Erkrankung an etwas anderes zu glauben, an den Dienst für die Zukunft ihres Kindes, das sie von einem Massenmörder empfangen hat.

Vorbilder für die „Unvergänglichkeit des Lebens“ sind in der Missa der polnische Jude Jakob, der Kutscher Christoph, der Freiherr Ägidius und der Pfarrer Wittkopp. „Die Juden haben die große Furchtlosigkeit gelernt und die große Geduld. Niemand auf dieser Erde hat größere Geduld als sie.“ Jakob hat seine Frau und zwei Kinder „in den Öfen von Feuer verloren. Aber die Natur hat ihn ohne Haß geschaffen, und er ist so fromm geblieben, daß der Haß keinen Platz in seiner Kammer hat.“ Am Ende wird Jakob in seine Heimat zurückgehen, um seiner Familie einen Grabstein zu errichten.

Der Kutscher Christoph hat überlebt, als die Panzer über den Treck rollten und Tod und Verderben hinterließen. Er sammelt die Überlebenden und vier Pferde zusammen und führt in drei mit Grauen erfüllten Fluchtmonaten die Versprengten zum Schloss in der Rhön. Fortan ist er bis zu seinem Tode der ruhende Pol und Ratgeber für die kleine Welt am Moor, die sich wie ein wiedererrichtetes Sowirog ausnimmt, das in den Jerominkindern untergegangen ist.

Der Freiherr Ägidius ist der geborene Landwirt, und als sich die Gelegenheit für ihn ergibt, heiratet er eine Kriegerwitwe und übernimmt die Leitung ihres Gutes, nachdem sein ostpreußisches verloren ist. Erdmuthé, die Frau des Scharwerkers Donelaitis, kommt mit dem Heimatverlust nicht zurecht. Abends steht sie am Moor und schaut nach Osten, wo die Wellen ans Kurische Haff schlagen. An einem Altjahrsabend erscheint sie bei Amadeus, um sich zu verabschieden. Sie will zurück, um noch einmal den Sand der Nehrung durch ihre Hände laufen zu lassen.

Gläubig, aber kirchenkritisch

Pfarrer spielen in Wiecherts Romanen immer eine zentrale Rolle. Entweder hadern sie mit Gott oder mit ihrer Kirche. Wittkopp ist nach dem Krieg nicht in den Kirchendienst zurückgegangen, sondern er sticht Torf

im Moor und wird von seinem Bischof gerügt, weil er eine Stadtpfarrei nicht annimmt. „Sie geben sich Mühe“, berichtet er Amadeus nach dem Besuch der Veranstaltung einer der neu gegründeten Akademien; „aber mir ist immer, als ob sie vergessen oder verlernt hätten, an den einzelnen Menschen zu denken. An das einfache Menschenherz. Als ob sie nur in Gattungen denken könnten oder in Sammelbegriffen, wie man die letzten anderthalb Jahrzehnte gedacht hat. Die Kirche, oder das Bekenntnis, oder die Gläubigen, oder die Besiegten, oder die Flüchtlinge. Als ob die Welt so groß geworden wäre, daß es keinen einzelnen mehr gibt.“

Wittkopps Zweifel an der Institution Kirche finden ihre Ergänzung in der kritischen Haltung Wiecherts, ausgedrückt durch Amadeus, gegenüber Politik und Gesellschaft: „Er hatte schon nach dem ersten großen Krieg erfahren, wie die Flut der Worte sich über die Trümmer stürzte und wie man auf eine verhängnisvolle Weise vergessen hatte, das eigene kleine Leben aufzubauen, als das, was einem zunächst und als das Wichtigste in die Hände gelegt worden war.“ Nach NS-Zeit und dem Zweiten Weltkrieg wurde es noch viel verhängnisvoller: „Man hatte das Gesicht des Menschen auf eine entscheidende Weise verändert. Was die Zeit und ihre Dämonen zurückgelassen hatten, war ein Menschen- gesicht, das nicht mehr reifen konnte, das kein Alter hatte und damit auch keine Zukunft.“

Wiecherts bittere Erfahrung nach Nazi-Zeit und Krieg war, „daß mit dem Sieg der Waffen nichts oder nur wenig gewonnen worden war.“ Nun begann für ihn wieder das Spiel der Akrobaten, Gaukler und Tuschenspieler. Das Spiel „der Politik und der Kunst, der Weltanschauungen und der Worte. Besonders aber der Worte. Daß die ungeheure Kluft zwischen Wort und Leben nicht zugeschüttet worden war. Daß die Gaukler mit den Worten jonglierten, um die Zuschauer zu überzeugen, daß die Worte das Leben bedeuteten. Und daß sie wieder abtraten von der Bühne, die Hände mit Gold, aber nicht mit Korn gefüllt, um andern Gauklern Platz zu machen.“

Auch Oberleutnant Kelly, ein positiver Außenseiter der amerikanischen Siegermacht, der sich regelmäßig zu Gesprächen bei Amadeus im Schafstall einfindet, ist ein kritischer Zeitgenosse: „Wenn die Atlantik-Charta bei den Siegern so schlecht aufgehoben sei, meinte er mit

einem halb spöttischen, halb melancholischen Lächeln, so möchte er sie doch gern, ehe er in die Staaten zurückkehren müsse, in die Hände des Freiherrn Amadeus legen.“

Rätselhaft und doch wegweisend

Das wurde 1950, im Jahr der Charta der Heimatvertriebenen und ein Jahr nach dem Aufbruch in eine freiheitlich-rechtsstaatliche Demokratie, nicht gern gehört, und heute auch nicht, trotz aller ungebrochenen Aktualität. Roman Herzog hat in seiner Rede zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 1995 Ernst Wiechert noch zitiert. Zwanzig Jahre später, beim ersten Gedenktag für Flucht und Vertreibung am 20. Juni 2015, bevorzugte man Autoren die ein Vierteljahrhundert später geschrieben, aber keine Ahnung vom Kriegsende hatten.

Ernst Wiechert ist am 24. August 1950 in Stäfa am Zürcher See nach langer Krankheit verstorben. Er ist kein einfacher Autor, und er bleibt in seiner Mehrdimensionalität rätselhaft, vielseitig interpretierbar, aber dem geduldig Hörenden und Lesenden immer erschließbar.

Zudem ist er auch 75 Jahre nach seinem Tod der bisher einzige deutsche Dichter, der in den genannten Werken die Schrecken der deutschen Katastrophe des 20. Jahrhunderts am umfassendsten literarisch ausgelotet hat. Die Lösung der von ihm beschriebenen Probleme sah Wiechert weder in der Politik noch in gesellschaftlichen Institutionen wie der Kirche, sondern allein in seiner Zugehörigkeit zur grenzenlosen „Nation derjenigen, die guten Willens waren. ... Weil sie nicht erobern wollten oder herrschen, Macht oder Recht haben wollten, sondern weil sie nur etwas helfen und heilen wollten.“ Das geschieht in den persönlichen Bezügen der kleinen Welt der Menschen, in ihrem wechselseitigen, auf Ehrfurcht, Glaube und Liebe gründenden Vertrauen, in ihrer Verlässlichkeit und ihrer gegenseitigen Unterstützung. In diesem Ansatz verbindet Wiechert vieles mit christlichem Denken, das sich aber kirchlich nicht vereinnahmen lässt.

Klaus Weigelt leitet seit 2003 die Stiftung Königsberg\Ostpreussen, seit 2010 die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa (OKR) und ist stv. Vorsitzender der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft.

GROSSER STAATSMANN UND ZEITZEUGE

Vor 150 Jahren wurde der Schlesier Paul Löbe geboren

Helmut Neubach

Es war ein Schlesier, der als Alterspräsident am 21. März 1871 die erste Sitzung des Deutschen Reichstags in Berlin eröffnet hat: Leopold von Frankenberg-Ludwigsdorf, ein adliger Konservativer aus Grünberg. Und es war abermals ein Schlesier, der als Alterspräsident am 7. September 1949 den Deutschen Bundestag eröffnet hat: Der in Liegnitz geborene Sozialdemokrat Paul Löbe.

Welch ein Gegensatz zwischen diesen beiden großen Parlamentariern aus der niederschlesischen Ebene Frankenberg-Ludwigsdorf, der gut ausgebildete Jurist und reiche Gutsbesitzer aus altem Adelsgeschlecht, der „Wirkliche Geheime Rat“, Inhaber hoher in- und ausländischer Orden, der eifrige Anhänger der preußischen Krone. Paul Löbe, der arme Buchdrucker, der seine spärliche Volksschulbildung nach Feierabend mühsam im Selbstunterricht zu ergänzen suchte, von Jugend an ein begeisterter Verfechter des wesentlich auch von seinem Landsmann Ferdinand Lassalle geprägten Sozialismus. Das ist das Bewundernswerte an Paul Löbe, dieses ständige Arbeiten und Bilden an sich selbst, das ihn sein Leben lang von der harten Kindheit und Jugendzeit in der kinderreichen Familie eines Tischlers aus dem schlesischen Freiburg und eines früheren Dienstmädchens aus Wohrlau bis hin zum Lebensabend als ersten Alterspräsidenten des Deutschen Bundestages und Berliner Abgeordneten besonders auszeichnete.

Entbehrungsreiche und prägende Kindheit in Liegnitz

Wie einprägsam und unvergesslich für den Leser hat Löbe seine Kindheit und Jugend in seinen Memoiren gezeichnet, die 1949 zunächst

unter der Überschrift „Erinnerungen eines Reichstagspräsidenten“ gedruckt und fünf Jahre später, erfreulich erweitert, mit dem neuen, vielsagenden Titel „Der Weg war lang“ überschrieben wurden. Der am 14. Dezember 1875 in Liegnitz Geborene, dem in rascher Folge sieben Geschwister folgten – vier davon starben allerdings bereits im Kindesalter –, musste schon früh mithelfen, Geld zu verdienen. Der Schuljunge ging der Mutter bei der Heimarbeit flink zur Hand, trug Brötchen und Zeitungen aus. Das brachte immerhin schon manchen Groschen ein. Gleich eine ganze Mark Wochenlohn gab es, als der Zwölfjährige vor und nach der Schule, ja sogar auch am Sonntagmorgen, in



*Paul Löbe (1875–1967)
Fotos: Wikipedia, OFWT-Berlin*

einem Liegnitzer Schuhgeschäft als Laufbursche eintreten „durfte“. All diese Arbeiten, auch gelegentliches Koffertragen und Kohleausfahren, verrichtete er zusammen mit den älteren Geschwistern gewiss nicht unwillig, vielmehr waren die Löbe-Kinder stolz auf den Nebenverdienst, der der ganzen Familie zukam. An manchen schönen Sommerabenden aber schauten sie doch ein wenig wehmütig auf jene Klassenkameraden, die sich sorglos dem Spiel hingeben konnten. Zwar litt die Familie Löbe dank des Fleißes der Eltern wie auch der älteren Kinder nie Hunger – für Kartoffeln reichte das Geld noch immer –, aber die Entbehrungen gegenüber gleichaltrigen Mitschülern prägten das soziale Empfinden des jungen Paul doch schon sehr früh. Die an sich selbst erlebte Ungerechtigkeit bildete bald den Antrieb zu eifriger Teilnahme am politischen Tagesgeschehen. Schon der Schüler las dem von der Arbeit in der Möbelfabrik müde heimgekehrten Vater, dem er übrigens wegen seiner toleranten Erziehung große Achtung entgegenbrachte, aus dem „Liegnitzer Anzeiger“ Berichte über Reichstagsitzungen vor. Die freudige Anteilnahme des Vaters an den Reden eines August Bebel, Wilhelm Liebknecht oder Ignaz Auer übertrug sich schnell auch auf den Sohn.

Frühe politische Aktivitäten

Es war im Jahre 1890, als der Vierzehnjährige in den für ihn ersten Wahlkampf „eingriff“, indem er vor lauter Begeisterung für die Sozialdemokraten in Dörfern des Kreises Liegnitz sozialistische Flugblätter verteilte. Vom Rektor erhielt er dafür einen kräftigen Denkkzettel an den Haaren. Paul Löbe, der nicht nur jenen Rektor, sondern alle seine Lehrer in keiner guten Erinnerung behalten hat, wollte dennoch Pädagoge werden, als zu Ostern 1890 die Berufsentscheidung zu treffen war. Aus finanziellen Gründen konnte ihm sein Vater diesen Lieblingswunsch nicht erfüllen. Dank der guten Noten in Deutsch wurde der Vierzehnjährige in einer Liegnitzer Buchdruckerei als Lehrling angenommen. Der Umgang mit den Druckwerkzeugen brachte ihn zwei Jahre später auf den Gedanken, selbst kurze Artikel zu verfassen. Er schickte sie an die sozialdemokratische „Volkswacht“ in Breslau, deren Redakteur er später werden sollte. Hatte Löbe mit den anonym veröffentlichten Berichten wohl weniger Erfolg, so einen umso größeren bei der Sammlung gleichgesinnter Lehrlinge in der Fortbildungsschule. Die geheimen Zusammenkünfte, bei denen meist sozialistisches Schrifttum gelesen und anschließend darüber diskutiert wurde, fanden regelmäßig in der Wohnung eines der Mitglieder statt, sonntags bei schönem Wetter im Freien. Diese Gruppe dürfte eine der ersten, wenn nicht die erste sozialdemokratische Jugendgemeinschaft in Deutschland gewesen sein.

Die politische Tätigkeit Löbes trat während der Wanderzeit, die sich im Oktober 1895 an die Lehrzeit anschloss, fast ganz zurück. Von Liegnitz ging es über Görlitz zunächst nach Mitteldeutschland. Im Mai des folgenden Jahres begab sich der junge Buchdrucker zusammen mit zwei Kollegen, einem Königsberger und einem Potsdamer, in Richtung Süden. Über Eger, Pilsen und Linz wurde Wien erreicht. Die alte Kaiserstadt machte auf Löbe einen unvergesslichen Eindruck, der nicht zuletzt nach dem Ersten Weltkrieg sein Eintreten für den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich erklärt. Weiter führte die „Walz“ über Budapest, Triest, Venedig, Florenz und Rom nach Neapel, dem südlichsten Punkt. Mehrmals kommt Löbe in seinen Erinnerungen auf diese „Walz“ zurück, die auf den für alle geistigen und sozialen Fragen besonders auf-



Grab von Paul Löbe auf dem Friedhof in der Potsdamer Chaussee in Berlin

geschlossenen Wanderburschen einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat. Nur kurz war der Aufenthalt in Mitteldeutschland, wo sich der junge Schriftsetzer vor allem in Ilmenau politisch betätigte. Im Herbst 1898 rief ihn die Mutter, nachdem der Vater verstorben war, nach Liegnitz zurück. Paul Löbe fand dort jedoch wohl nicht den passenden Arbeitsplatz, er ging vielmehr nach Breslau, wo er in die Druckerei der schon genannten „Volkswacht“ eintrat. Schon Neujahr 1899 siedelte er in die Redaktion über. Bereits nach wenigen Wochen erreichte ihn für einen seiner Artikel die erste Geldstrafe. Er hatte zu einer Sammlung für die Familien verurteilter Löbauer Bauarbeiter aufgerufen. Bald folgte auch Gefängnishaft. Keineswegs ließ sich der junge Redakteur entmutigen, was wohl auch daran abgelesen werden kann, dass er sich in der Pause zwischen zwei Kerkeraufenthalten im Jahre 1901 mit Clara Schaller aus seiner Geburtsstadt Liegnitz vermählte.



Am 15. Dezember 2018 wurden auf Initiative der Berliner Geschichtswerkstatt e.V. am Geburtshaus von Paul Löbe in Liegnitz (Legnica) zwei Gedenktafeln, eingeweiht.

Foto: Jürgen Karwelat

Fortbildung in Einzelhaft

Ein ganzes Jahr Einzelhaft saß der mutige Sozialdemokrat im Geburtsort seiner Mutter, im alten Herzogsstädtchen Wohlau, ab. Den Grund für diese Strafe fand das Breslauer Landgericht in Löbes Aufrufen zu Demonstrationen gegen das ungerechte preußische Dreiklassenwahlrecht. Die Muße des Gefängnisses nutzte der wissensdurstige Häftling zu eifriger Lektüre in Geschichte, Staatswissenschaften, Literatur und Sprachen. Gewiss vermochte er durch solchen Fleiß manche Lücke auszufüllen, allein die systematische Ausbildung, wie sie sein Landsmann Frankenberg-Ludwigsdorf und auch der zweite aus Schlesien stammende Reichspräsident, Franz Graf von Ballestrem, genossen hatten, vermisste er zeit seines Lebens und konnte – wie er in seinen Erinnerungen ehrlich zugibt – „eine daraus entstandene

Unsicherheit nie völlig abstreifen“. Dass die Breslauer Regierung so scharf gegen die Redakteure der „Volkswacht“ vorging, war nicht zuletzt in dem steten Ansteigen der sozialdemokratischen Stimmen bei den Reichstagswahlen begründet. Noch bis zum Ende der siebziger Jahre galt die schlesische Hauptstadt als eine Hochburg des Liberalismus, der Fortschrittspartei. Als Löbe nach Breslau kam, hatte die Sozialdemokratie bereits in beiden Wahlkreisen die Mehrheit errungen. Breslau-Ost vertrat der Tischlermeister Franz Tutzauer, Breslau-West der Journalist Dr. Bruno Schönlank. Als beide starben, boten die Breslauer Sozialdemokraten die Kandidatur ihrem Vorsitzenden, dem „Volkswacht“-Redakteur Löbe, an. Aber dieser hielt sich dafür noch nicht reif genug und lehnte jedes Mal ab. Der Sprung vom Vorstand des Breslauer Sozialdemokratischen Vereins (seit 1899) zum Mandat im Deutschen Reichstag erschien ihm vorerst zu weit. Es spricht für das hohe Ansehen Löbes, dass er nach so kurzer Zeit schon für jenes hohe Amt vorgeschlagen wurde. Er ging zunächst den Weg in die Kommunalpolitik. Im Jahre 1904 wurde er Breslauer Stadtverordneter, der zweite Sozialdemokrat unter 102 Mitgliedern.

Wertvolle Erfahrungen und Bekanntschaften

Zu der großen Kenntnis fremder Länder, die Paul Löbe sich auf der „Walz“ erworben hatte, traten in seiner Breslauer Zeit vor dem Ersten Weltkrieg Bekanntschaften mit zahlreichen, vor allem sozialistischen Politikern: Ignaz Auer, Eduard David, sein Landsmann Otto Landsberg, Georg Ledebour, Wilhelm Liebknecht, Rosa Luxemburg, Gustav Noske, Philipp Scheidemann, Paul Singer und Klara Zetkin. Eduard Bernstein, der die schlesische Hauptstadt zwischen 1902 und 1928 viele Jahre im Reichstag vertrat, hielt er die Treue, auch als die meisten Breslauer Genossen sich von ihm wegen seiner Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgabe der Sozialdemokratie“ abwandten. Sogar mit Lenin wurde Löbe bekannt, als dieser sich während seines kurzen Aufenthaltes in Krakau seine russische Post unter einem Decknamen an die Redaktion der Breslauer „Volkswacht“ schicken ließ. Löbe gesteht in seinen Erinnerungen, dass die Leitung jener großen Versammlungen,

auf denen die genannten Parteifreunde sprachen, „eine Vorschule für die Präsidialführung im Deutschen Reichstag“ gewesen ist. Doch nahm er auch an Versammlungen anderer Parteien teil, um sich im Diskutieren zu schulen. Er debattierte mit Friedrich Naumann, Rudolf Breitscheid, Eugen Richter und seinen Landsleuten Hellmut von Gerlach, Julius Kopsch und Professor Albert Neisser.

Neben der Politik suchte der lernbegierige Löbe auch Anschluss an das geistige Leben der schlesischen Hauptstadt. In einem literarischen Zirkel wurde er mit Richard Dehmel, Detlev von Liliencron und Arno Holz sowie mit seinen Landsleuten Gerhart Hauptmann, Paul Barsch und Paul Keller bekannt. Das blühende politische wie geistige Leben der schlesischen Hauptstadt, die damals von dem tüchtigen Oberbürgermeister Georg Bender geleitet wurde, „fesselte“ ihn – wie er selbst bekennt – fast 25 Jahre. Hier in Breslau holte er sich das Rüstzeug, das er später in der Weimarer Republik so notwendig gebrauchen konnte.

Paul Löbe erlebte die Kriegsjahre 1914-18 in seiner Heimat, da er wegen allgemeiner Körperschwäche – er hatte als Achtzehnjähriger eine schwere Tuberkulose mit Lungenbluten zu überstehen – nicht eingezogen wurde. Mit großer Einsatzbereitschaft ging er einmal seinen Pflichten als Politiker nach, zum anderen baute er die „Volks-wacht“ zu einem der führenden sozialdemokratischen Blätter in ganz Deutschland aus. 17 000 bis 20 000 Exemplare wurden täglich allein ins Feld geschickt.

Souveräner Reichstagspräsident von 1920 bis 1932

Als 1918 die Novemberrevolution ausbrach – er selbst nannte sie nicht gern so, sondern sprach schlicht von „Umwälzung“ –, war er einer der Besonnenen, die in der schlesischen Hauptstadt für einen möglichst ruhigen Übergang von der Monarchie zur Republik sorgten. In der Jahrhunderthalle wurde die neue Staatsform „inthronisiert“. Der ehemalige Sanitätsgefreite und spätere Polizeipräsident Fritz Voigt sprach dabei für die Soldaten, Löbe für die Arbeiter. Für ihn bedeutete die Demokratie, für die er über zwei Jahrzehnte gekämpft und auch gelitten hatte, die Erreichung eines langersehnten Zieles. Sofort stellte er sich in den Dienst

des neu aufzubauenden Staates. Zusammen mit dem späteren Reichskanzler Gustav Bauer, der 1912-18 Breslau-Ost im Reichstag vertreten hatte, wurde Löbe mit weiteren fünf Sozialdemokraten für Mittelschlesien nach Weimar entsandt. Die Berufung in den von Friedrich Ebert geleiteten, sechsköpfigen „Rat der Volksbeauftragten“ hatte Löbe aus der ihm angeborenen Bescheidenheit abgelehnt.

Die Weimarer Nationalversammlung wählte Paul Löbe als einen der führenden Mehrheitssozialisten im Juli 1919 zu ihrem Vizepräsidenten. Eine der schwersten Stunden in seinem Leben dürfte jene gewesen sein, in der er während einer Sondersitzung dieses Parlaments – ebenso wie sein Landsmann Eugen Schiffer für die Demokratische Partei – die Zustimmung der sozialdemokratischen Fraktion zum Versailler Friedensdiktat gab. Er wusste zu gut, wie hart gerade seine Heimat Schlesien, vor allem das oberschlesische Industriegebiet, von diesem Vertrag getroffen wurde. Sicher war es das dringende Bedürfnis, für seine Heimat wieder etwas Gutes zu erwirken, als er während des Kapp-Putsches schnellstens nach Breslau eilte und dort – ähnlich wie im November 1918 – manches Unheil abwenden konnte. Der große Tag im Leben Löbes war jener 25. Juni 1920, an dem der neue Reichstag ihn als Nachfolger Fehrenbachs mit 397 von 420 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten wählte. Abgesehen von einer viermonatigen Unterbrechung im Jahre 1924 hat der gebürtige Liegnitzer dieses hohe Amt bis 1932 innegehabt, zu welchem Zeitpunkt ihn der Nationalsozialist Hermann Göring ablöste.

Keine Geschichte der Weimarer Republik kann den Namen Paul Löbe weglassen. Einstimmig ist bei allen demokratischen Parteien die Bewunderung für die Vermittlerrolle, die er in den von Kommunisten und Nationalsozialisten gestörten Sitzungen jenes Hohen Hauses gespielt hat. Erwähnt sei nur das Urteil des Hallenser Oberbürgermeisters Richard Robert Rive, der als Breslauer Stadtrat den Stadtverordneten Löbe schon von früher kannte: „Löbe war ein sehr achtungswerter Charakter und in seinem Geschick und seiner Sachlichkeit als Reichstagspräsident bei allen Parteien angesehen.“ Und über sein Auftreten im Parlament schreibt Klaus-Peter Schulz in einem Artikel zu dessen 80. Geburtstag im Jahre 1955 in der „Deutschen Rundschau“: „Wem es vergönnt war, den kleinen Mann mit dem Charme eines geborenen Grandseigneurs an

der Arbeit zu sehen, wer Zeuge wurde, mit wieviel Humor und Selbstbeherrschung, aber auch mit wieviel unerschütterlicher Festigkeit Paul Löbe die schlimmsten parlamentarischen Stürme beschwor, verfiel immer wieder der Illusion, der Reichstagspräsident der Weimarer Republik sei gewissermaßen schon mit voller Meisterschaft in seinem Stuhle geboren: so selbstverständlich wirkte sein Auftreten.“

Paul Löbe war ein Mann des Ausgleichs. Toleranz hatte er schon in seinem Elternhaus erfahren. Ist diese Eigenschaft nicht eine typisch schlesische, die eines Menschenschlages, der seit Jahrhunderten eine Mittlerrolle zwischen West und Ost, dem Reich und Polen, zwischen Nord und Süd, dem protestantischen Preußen und dem katholischen Österreich spielte? War nicht auch der zweite schlesische Reichstagspräsident, der schon genannte Graf Ballestrem (1898-1906), gerade wegen seiner Toleranz bei allen Parteien so angesehen? Nicht wenige Freunde aus den eigenen Reihen haben Löbe vorgeworfen, er übertreibe die Toleranz und neige zur Kompromissfreudigkeit.

Ausschaltung und Verfolgung durch die Nationalsozialisten

Löbe, dem übrigens der Parteivorstand der SPD nach Eberts Tod die Kandidatur für das Reichspräsidentenamt angetragen und der Hindenburg 1925 in dieses Amt eingeführt hatte, blieb nach Hitlers „Machtergreifung“ – so überschreibt er ein Kapitel seiner Erinnerungen – in Berlin. Um ihn, der als Präsident des Reichstags bei Empfängen und in privaten Abendgesellschaften im Blickpunkt stand und mit Albert Einstein, mit Gerhart Hauptmann und Alfred Kerr oder mit Elisabeth Bergner ebenso verkehrte wie mit Nuntius Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., um ihn wurde es zwischen 1933 und dem 20. Juli 1944 sehr still. Gleich 1933, bei einer der ersten Verhaftungswellen, war auch er als Opfer darunter. Der ehemalige Reichstagspräsident wurde ins Lager Dürrgoy bei Breslau eingeliefert, wo er harte Sommerwochen erleben musste. In seinen Erinnerungen sind zwei Fotos abgedruckt, die jene Haftzeit besser als lange Sätze veranschaulichen: Auf dem ersten wird der „festliche Empfang“ durch den Lagerkommandanten und die

-insassen gezeigt; auf dem zweiten ist in einer Wellblechbaracke Löbe zusammen mit dem ehemaligen schlesischen Oberpräsidenten Hermann Lüdemann und dem Breslauer Bürgermeister Karl Mache in Häftlingskleidung zu sehen. Löbe beschwerte sich über die unmenschliche Behandlung durch die Lagerleitung und erreichte immerhin, dass er von Dürrgoy ins Gefängnis am Berliner Alexanderplatz „übersiedeln“ konnte, aus dem er zu Weihnachten 1933 schließlich entlassen wurde. Zwar war er wieder frei, doch überwachte ihn die Geheime Staatspolizei weiterhin in seiner Berliner Wohnung. Trotzdem konnte Löbe, der sich nun seinen Lebensunterhalt mit Korrekturlesen verdiente, mit schlesischen Freunden, darunter Lüdemann und Voigt, Verbindung behalten und neue aufnehmen, so mit Wilhelm Leuschner, einem der später führenden Widerstandskämpfer.

Als am 20. Juli 1944 der Anschlag auf Hitler misslang, rechnete Löbe jeden Tag mit seiner Verhaftung, die allerdings erst am 23. August erfolgte. Die Behandlung im Konzentrationslager Groß-Rosen bei Striegau war noch unmenschlicher als in Dürrgoy. Nach mehreren Wochen wurde er ohne Untersuchung und ohne Anklage freigelassen. Er durfte nach Schieferstein am Zobten zurückkehren, wo die Witwe des Breslauer Bürgermeisters Trentin ein Landhaus besaß, in das sie das im Januar 1944 in Berlin völlig ausgebombte Ehepaar Löbe freundlich aufgenommen hatte. Doch nur wenige Monate dauerte die Ruhe, da die Front im Februar 1945 auch den Zobten erreichte. Er musste flüchten und kam in die Grafschaft Glatz, wo er in Ullersdorf eine vorläufige Bleibe fand. Hier erlebte er die Kapitulation, den Einzug der Russen und der Polen mit all den schrecklichen Folgen. Je ärger die Peinigungen durch die polnische Besatzung wurden, um so mehr drängten die zurückgebliebenen Deutschen in der Grafschaft Glatz den inzwischen nach Habelschwerdt übersiedelten ehemaligen Reichstagspräsidenten, er möge dank seines bekannten Namens in Berlin bei Marschall Schukow eine Besserung der Lage erwirken. Auf abenteuerliche Weise gelangte der fast 70-jährige Sozialdemokrat auf Güterzügen und zu Fuß tatsächlich nach Berlin, doch den Fehlschlag seiner Mission erfuhr er schon nach einem kurzen Gespräch mit Wilhelm Pieck, dem kommunistischen Reichstagskollegen von einst.

Mitgestalter des Neubeginns nach 1945

Wenn Löbe auch seinen bedrängten Landsleuten nicht zu helfen vermochte, was ihn tief bedrückte, so stellte er sich doch – ähnlich wie 1918/19 – sogleich in den Dienst des neu aufzubauenden Staates. Allerdings musste er bald erkennen, dass die sowjetische Besatzungsmacht gar keinen neuen deutschen Staat wünschte. Löbe wollte nicht zu deren Marionetten gehören, er widersetzte sich darum der Verschmelzung der SPD mit der KPD und siedelte in den Westsektor Berlins über, wo er neben Ernst Reuter, Franz Neumann und Louise Schröder bald zu den führenden Sozialdemokraten gehörte. Der ehemalige Reichstagspräsident wurde für Berlin in den ersten Deutschen Bundestag gewählt und durfte ihn als Alterspräsident eröffnen. Wie sehr Paul Löbe sich auch öffentlich zu seiner ostdeutschen Heimat bekannte, machte schon der dritte Satz jener Eröffnungsrede deutlich und am 13. Juni 1950 die im Namen aller Fraktionen des Bundestages abgegebene Erklärung, die in der Feststellung gipfelte, dass die deutschen Ostgebiete „ein Teil Deutschlands bleiben“.

Die aus ihrer Heimat vertriebenen Schlesier erlebten ihren „Löbe-Paule“ gleich auf ihrer ersten großen Kundgebung nach der Vertreibung, beim ersten Schlesiertreffen in den Messehallen zu Köln im Herbst 1950. Wie begeistert hörten sie ihm zu, und wie stolz waren sie auf ihn, den ehemaligen Reichstagspräsidenten!

Liegnitz, Breslau, Weimar, Berlin, Dürrgoy, wieder Berlin, Groß-Rosen, der Zobten, Ullersdorf, Habelschwerdt, wieder Berlin, dessen Ehrenbürger er geworden war, und schließlich Bonn, wo er am 3. August 1967 gestorben ist, waren die bedeutenden Stationen seines Lebens. Schlesien hat ihn, einen seiner größten Politiker – wenn nicht gar seinen größten –, von Jugend an geprägt. Die letzte Fahrt führte ihn auf der Autobahn über Marienborn durch die Sowjetzone in die alte Reichshauptstadt, in der er so viele Jahre für ein demokratisches Deutschland gekämpft hatte – er, der alles andere war als ein „vaterlandsloser Gesell“, nämlich ein echter Patriot, ein heimattreuer Schlesier.

Aus dem Buch: Große Deutsche aus Schlesien, hrsg. Herbert Hupka, München, Wien 1978

„EIN NEUES HAB' ICH GEFUNDEN“

Vor 100 Jahren starb der Maler Lovis Corinth

Ernst Schremmer

„Er besaß die Faust des östlichen Menschen und seinen Mut zum Wirklichen, er besaß aber auch die östliche Sehnsucht nach den leichten, feinen Seiten des Lebens.“ Dieses Urteil des ostpreußischen Schriftstellers und Kulturhistorikers Paul Fechter über seinen Landsmann Corinth findet sich bestätigt in den unterschiedlichen Phasen des Werkes und im Erscheinungsbild des Künstler-Menschen, der sich stets, mit Vorliebe das nordöstliche Platt sprechend, bei aller Weltaufgeschlossenheit zu seinem Ostpreußentum bekannte. In vielen künstlerischen Umsetzungen und Motivgruppen von der Huldigung an seinen Vater bis zu den Darstellungen des Geburtshauses, der Kirche in Tapiau, von Königsberg, dem Kurenfriedhof in Nidden, leuchtet Ostpreußen auf. Und neben Hauptwerken, die Berliner Motive symbolhaft monumentalisieren, wird immer wieder der künstlerische sowie zeitgeschichtliche Umkreis Corinths exemplarisch in Bildnissen festgehalten („In Max Halbes Garten“, Bildnisse z.B. von dem Freund Walter Leistikow aus Bromberg, über den der Meister auch des Wortes eine Monographie verfasste, von Gerhart Hauptmann, dem Kritiker Alfred Kerr, dem Reichspräsidenten Ebert, von den Kunstfreunden Erich Goeritz und David Leder, bis zur Schülerin und Gattin Charlotte Berend-Corinth, der Tochter Mine, dem Sohn Thomas, den beiden fulminanten, für den Osten mehrfach bezugsreichen Aktionsporträts, dazu Zeichnungen und graphische Varianten des Schauspielers Rudolf Rittner als Florian Geyer in Gerhart Hauptmanns Drama).

Die jeweils am Geburtstag entstandenen Selbstbildnisse sind (verwandt denen des hochverehrten Vorbilds Rembrandt) selbstkritische, sensible Selbstgespräche, auf die Leinwand oder das Papier gesetzt, Aussagen eines in seiner Dynamik und Vitalität äußerst fruchtbaren,



Selbstbildnis des Künstlers mit Familie Fotos: gemeinfrei

phantasie reich geradezu explodierenden Schilderers voller Sinnlichkeit, der vor allem nach dem Schlaganfall von 1911 immer mehr zu einer Verinnerlichung und zu eigenem Stil zwischen Realismus und Mystik, Impressionismus und Expressionismus, zu einer besonderen Handschrift findet, die sich neben allen neuen Ismen als Corinth-Sprache behauptet. Dies gilt auch für Motivkreise aus antiker Mythologie, griechischer, deutscher und britischer Geschichte, Landschaften und



Lovis und Charlotte Corinth im Berliner Atelier 1908

Stilleben, gipfelnd in den christlichen, sehr persönlich abgewandelten Themen, vor allem dem Martyrium und der Kreuzabnahme. Seine eigene künstlerische Sprache zeigt sich auch in den Darstellungen geschlachteter Rinder (in der großen Reihe solcher Themen von Rembrandt bis Soutine und Kokoschka, erwachsen aus den Schlachthausbegegnungen und den Kindheitserlebnissen mit seinem Vater, dem Lohgerber), schließlich in der Serie herrlichster Alterswerke (Öl, Aquarell, Radierung, Lithographie), den „Walchensee“-Bildern. Das ist eine eigene Klasse des ästhetisch und handwerklich Erreichten in diesem Jahrhundert: So sehr Berg, Luft, See, Bäume in nervigen, energischen, tiefdifferenzierten Farbtupfern noch „materiell“ vorhanden sind, fast als „informell“ charakterisiert werden können, erreichen sie in der Abstraktion eine Atmosphäre, die bei aller Vorsicht schon als mystisch qualifiziert werden darf. Da weist manches auf die Anfänge „meiner kleinen Welt“ (Selbstbiographie) zurück, auf den Duft der kurischen Gräber auf dem Niddener Friedhof.

Selbstbewusst konnte er 1923 schreiben: „Meine bewusste Überzeugung war, deutsche Kunst auf eine höchste Stufe zu bringen.“ Und nicht lange vor seinem Tode verkündete er: „Ein Neues hab' ich gefunden: die wahre Kunst ist Unwirklichkeit üben. Das Höchste!“

Lebensdaten von Lovis Corinth

- 1858 Am 21. Juli als Sohn eines wohlhabenden Lohgerbers, Landwirts und Ratsherrn in Tapiaw/Ostpreußen geboren. Besuch des Kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg bis 1872
- 1876-80 Studium an der Akademie Königsberg
- 1880-84 Den Sommer über Studium bei Defregger in München, im Herbst an der Akademie der Bildenden Künste (bei Löfftz)
- 1882-83 Einjährig-Freiwilliger in der Münchener Türkenkaserne
- 1884 Mit dem Gemälde „Das Komplott“ erhält er auf einer Ausstellung in London eine Bronzemedaille. Im Sommer in Antwerpen. Bei dem Maler P.E. George Malununterricht. Im Oktober in Paris an der Académie Julian (seine Lehrer sind vornehmlich Bouguereau und Tony Robert Fleury).

- 1887 In Berlin. Freundschaft mit Stauffer-Bern. Mitglied des Zeichenclubs „Der nasse Lappen“, einer privaten Vereinigung für das Aktzeichnen
- 1891 Freies Atelier in München
- 1892-94 „Freie Künstlervereinigung“, „Sezession“, Kreis um die „Jugend“, „Simplizissimus“
- 1900 Mit Leistikow durch Dänemark und nach Königsberg
- 1901 Übersiedlung nach Berlin in die Klopstockstraße
- 1903 Am 21. März Heirat mit Charlotte Behrend
- 1904 Neues Atelier in der Händelstraße. Reisen durch Ostpreußen
- 1907-11 Zahlreiche Reisen (Belgien, Holland und Kassel), um Rembrandt und Frans Hals zu studieren
- 1911 Vorsitzender der Berliner Sezession. Im Winter Schlaganfall
- 1915 Präsident der Berliner Sezession. Sommer am Müritzsee
- 1918 Die Berliner Sezession veranstaltet zum 60. Geburtstag ein großes Bankett. Professorentitel
- 1919 Corinth beginnt ein Landhaus am Walchensee zu bauen.
- 1921 Ehrendoktorwürde der Universität Königsberg
- 1922 Es entstehen zahlreiche Walchenseelandschaften.
- 1924 Mit Sohn Thomas nach Tapiaw und nach Königsberg zur Kant-Feier und zu einer eigenen Ausstellung. In Berlin Porträt Ebert
- 1925 Am 17. Juli stirbt Corinth. Grab in Stahnsdorf bei Berlin.

Aus „Im Dienste der Menschheit – Bedeutende Persönlichkeiten aus dem historischen deutschen Osten“, Eberhard Günter Schulz (Hg.), Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, 2010

PHILOSOPH, SCHRIFTSTELLER, GRÜNDER DER ERSTEN ARBEITERPARTEI IN DEUTSCHLAND

Vor 200 Jahren wurde Ferdinand Lassalle geboren

Dr. Maciej Łagiewski

Ferdinand Lassalle wurde am 11. April 1825 in Breslau, Rossmarkt 6 (pl. Bohaterów Getta) als zweites Kind von Heymann (Chajim) Lassal, einem jüdischen Seidenhändler und dessen Ehefrau Rosalie, geborene Heizfeld, (1797-1880) geboren. Der Vater Chajim Wolfsson, so lautete sein eigentlicher Name, kam aus der Ortschaft Loslau (Wodzisław) in Oberschlesien. Von Loslau leitete der Vater später den Nachnamen Lassal ab. Chajim Lassal betrieb ein großes Modegeschäft. Er fand aber nebenher noch Zeit, am öffentlichen jüdischen Leben der Stadt Breslau teilzuhaben. Von 1829 an war er ein wichtiger Mann in der jüdischen Gemeinde Breslaus, und er war der erste Jude, der als Stadtverordneter im Breslauer Stadtrat von 1841-1849 saß.

Ferdinand Lassalle besuchte bis 1840 das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau und dann bis 1841 die Handelsschule in Leipzig. Er bestand als Externer das Abitur am St. Matthias-Gymnasium in Breslau im Jahr 1843. Danach studierte er 1843/44 Philosophie an der Universität in Breslau. Er studierte im Jahr 1844/45 weiter in Berlin. 1845 kehrte er nach Breslau zurück und setzte sein Studium bis 1846 an der Universität in Breslau fort. 1848 begann seine politische Tätigkeit (Völkerfrühling). Eine intensive Zusammenarbeit verband ihn mit Karl Marx, Friedrich Engels und Wilhelm Wolff. Ab 1862 versuchte er, eigene politische Konzepte zu realisieren. Er ging, im Gegensatz zu Marx und Engels, Kompromisse mit der Bourgeoisie ein. Er trat sogar in Verhandlungen mit dem preußischen Reichskanzler Otto von Bis-

marck. Am 23. Mai 1863 gründete Ferdinand Lassalle in Leipzig den „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“, die Vorläufer-Organisation der späteren SPD und wurde ihr erster Vorsitzender.

Tragischer Tod nach Duell

Die intensive Arbeit und die Aktionen dieser Partei wurden durch den plötzlichen Tod von Ferdinand Lassalle bei einem Schusswechsel in einem Duell bei Genf/Schweiz unterbrochen. Lassalle liebte die 21-jährige Helene von Dönniges, die aber bereits mit dem walachischen Adligen



Ferdinand Lassalle

Yanko von Racowitza verlobt war. Ferdinand Lassalle und die schöne Helene hatten sich 1862 in Berlin zum ersten Mal gesehen, und auf der Stelle entflammte zwischen ihnen eine heiße Liebe. Erschöpft durch die Agitation für seine neu gegründete Arbeiterpartei, reiste Ferdinand Lassalle zu einer Kaltbad-Therapie in den Kurort Rigi in die Schweiz. Helene von Dönniges reiste ihm nach. Dort beschlossen sie ihre Heirat. Dagegen leistete der Vater von Helene Widerstand, der Lassalle einen „schlitzohrigen Liebhaber“, einen „Zigeuner“ und einen „jüdischen Schurken“ nannte. Der tief beleidigte Lassalle schickte Helene gegen ihren Willen zu ihren Eltern zurück, in der Hoffnung, dass dieser Schritt ihm die Sympathie der Familie verschaffen und die Einwilligung zu einer Heirat bewirken würde.

Die Eltern von Helene brachten aber heimlich ihre Tochter aus Genf heraus. Als Ferdinand Lassalle anschließend davon erfuhr, dass Helene „ihre ganze Liebe“ für nie gewesen erklärte und in die Arme von Racowitza zurückkehrte, forderte er den Vater von Helene von Dönniges, einen bayerischen Botschafter und Diplomaten, zum Duell heraus. Dieser Aufforderung stellte sich jedoch nicht der Vater von Helene sondern ihr Verlobter, Yanko von Racowitza. Das Duell fand im Wald Carrouge bei Genf/Schweiz statt. Lassalle schoss zuerst, verfehlte jedoch. Racowitz



Grabmal auf dem jüdischen Friedhof in Breslau an der Lohestraße (ul. Sleza)

dagegen traf Lassalle mit seinem Schuss in den Bauch. Die Verwundung war so schwer, dass nach drei Tagen, am 31. August 1864, Ferdinand Lassalle im Genfer Hotel „Victoria“ im Alter von 39 Jahren starb.

Freundschaft mit Gräfin Sophie von Hatzfeldt

Eine wichtige Rolle im Leben von Ferdinand Lassalle hat die Gräfin Sophie von Hatzfeldt gespielt. Mit ihr verband ihn mehr als nur Freundschaft. Die zwanzig Jahre ältere aber immer noch bezaubernde Gräfin lernte er 1846 durch die Vermittlung von Oberst Keyserling kennen. Dank der Hilfe der Freunde Arnold Mendelssohn und Felix Oppenheim gewann er die Sympathie der Gräfin von Hatzfeldt und ihres Sohnes Paul von Hatzfeldt. In den Jahren 1846 bis 1854 vertrat er die Gräfin von Hatzfeldt in Vermögensangelegenheiten im Rechtsstreit mit ihrem Ehemann, Graf Edmund von Hatzfeldt-Wildenburg. Wichtig für seine Karriere war sein politisches Plädoyer, die sogenannte Kassettenrede, die er während des Prozesses gegen den Ehemann hielt. Die Freundschaft von Ferdinand Lassalle mit der Gräfin Hatzfeldt wuchs sich über die Zeit des Prozesses aus und es kam sogar auch zu einer politischen Zusammenarbeit. Die Gräfin Sophie von Hatzfeldt und ihr Sohn Paul von Hatzfeldt unterstützten Ferdinand Lassalle bei seiner Arbeit in der Arbeiterpartei.

Nach dem Tod von Ferdinand Lassalle kam es zwischen der Mutter von Lassalle und der Gräfin Hatzfeldt zu einer Auseinandersetzung über den Ort seiner Beisetzung. Gräfin Hatzfeldt bestimmte, dass sie Ferdinand Lassalle in Berlin begraben wollte, am Ort seiner wissenschaftlichen und politischen Arbeit. Alle damit verbundenen Kosten wollte sie übernehmen. Während der Überführung des Sarges aus der Schweiz nach Berlin beschlagnahmte ihn jedoch die preußische Polizei im Namen der Familie von Lassalle. Der Sarg wurde heimlich nach Breslau unter strengen Sicherheitsmaßnahmen gesandt aus Angst vor Arbeiter-Demonstrationen. Hier wurde Ferdinand Lassalle auf dem jüdischen Friedhof in Breslau an der Lohestraße (ul. Ślężna) beerdigt. Neben der Familie von Ferdinand Lassalle nahmen die Gräfin Sophie von Hatzfeldt, der fortschrittlich gesinnte schlesische Dichter Karl von Holtei, die damaligen Chefredakteure der „Breslauer Zeitung“ und der

„Breslauer Morgenzeitung“ J. Stein und M. Elsner, Lassalles Freund J. Jacobys, der Kaufmann L. Cohn, der Dichter G. Herwegh, zwei Demokraten aus der Zeit des Völkerfrühlings und etwa zwanzig Arbeiter an der Bestattung teil. Als die letzte Hand voll Erde auf den Sarg von Ferdinand Lassalle gefallen war, wandte sich die Gräfin von Hatzfeld angeblich an die Mutter mit der Äußerung: „Sie sind eine Gans, die einen Adler ausgebrüet hat!“

Idol der deutschen Sozialdemokratie

Noch viele Jahre nach dem Tode von Lassalle sangen die Arbeiter das Lied, welches mit den Worten beginnt: „Zu Breslau ein Friedhof, ein Toter im Grab. Dort schlummert der Eine, der Schwerter uns gab“. Bekannt ist auch eine Textstelle der „Arbeiter-Marseillaise“, die an Ferdinand Lassalle, den großen Sozialisten erinnert: „Nicht zählen wir den Feind, nicht die Gefahren alle. Der Bahn, der kühnen, folgen wir, die uns geführt Lassalle!“

Die reformistische Richtung der deutschen sozialistischen Bewegung war durch Ferdinand Lassalle geprägt und wurde Lassallismus genannt. Seine Anhänger nannte man Lassellaner. Die Bewegung von Ferdinand Lassalle hatte ihre Heimat in Breslau. Das wichtigste Symbol der „Breslauer Lassellaner“ war eine rote Fahne. Auf der einen Seite der Fahne waren ein Eichenkranz und eine Schleife mit der Inschrift „23. Mai 1863 – Ferdinand Lassalle“ zu sehen, sowie das alte Symbol der Freundschaft, zwei sich fassende Hände. Darüber befand sich die Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ und darunter: „Einigkeit macht stark!“ Auf der anderen Seite der Fahne war die Inschrift „Die socialdemokratischen Arbeiter zu Breslau 1873“. Ferdinand Lassalle hinterließ ein reichhaltiges Schrifttum. Die wichtigsten Beiträge sind: „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos“ (1858); „Franz von Sickingen“ (1859), ein Drama über die Revolution; „Der italienische Krieg und die Aufgabe von Preussen“ (1859), eine Arbeit über die zu erwartenden Probleme bei einer Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Reich unter preussischer Hegemonie, diese Gedanken entstanden nach einer Italien-Reise und einer Begegnung mit dem italienischen Staatsgründer Giuseppe Ga-



Ferdinand Lassalle mit August Bebel (o. li.), Wilhelm Liebknecht (o. re.), Karl Marx (Mitte), Carl Wilhelm Tölke (u. li.)

Foto: gemeinfrei

ribaldi; „Das System der erworbenen Rechte, eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie Johann Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes“ (1862); „Arbeiterprogramm“ (1862); „Über das Verfassungswesen“ und „Was nun?“

Grabmal auf dem jüdischen Friedhof in Breslau

Das Grabmal von Ferdinand Lassalle und seiner Familie befindet sich noch heute an der östlichen, ältesten Mauer des jüdischen Friedhofs in Breslau an der Lohestraße (ul. Ślężna)). An der Stelle, wo das erste Grabmal gestanden hat (es wurde in der Nazizeit und im März 1945 während der Kämpfe um die Stadt zerstört) ist am 14. Januar 1947 eine Platte eingelassen worden, gestiftet von der Polnischen Sozialistischen Partei anlässlich ihres 27. Kongresses. Das heutige Grabmal wurde im Frühjahr 1959 aufgestellt. Es erinnert nicht an das alte Grab, welches uns von einer Fotografie aus dem Jahre 1874 bekannt ist, die ein Sozialdemokrat am 10. Todestag von Ferdinand Lassalle gemacht hat. Erhalten blieb aber die alte Schreibweise des Familiennamens Lassal. Ferdinand hatte sich bis zu seinem Aufenthalt in Paris in den Jahren 1845-1846 noch so genannt. Hier aber hängte er an seinen Nachnamen die Endung „le“ an, was ihm französischer klang. Als Vorbild dienten ihm wohl die Nachnamen zweier großer Franzosen, nämlich von Napoleons General Antoine-Charles-Louisa de Lasalle (1775-1809) und von dem Reisenden René-Robert Cavelier de La Salle (1643-1687). Vom ursprünglichen Grabmal sind die seinen Eltern gewidmeten Marmorsockel sowie ein Teil des Marmortondos mit Reliefkopf Lasalles, ein Werk von Melchior zur Straßen (Berlin 1867), erhalten geblieben. Anlässlich des 120. Todestages von Ferdinand Lassalle im Jahr 1984 wurden Renovierungsarbeiten an dem Grabmal durchgeführt.

Aus „Große Breslauer – Die Galerie im Breslauer Rathaus“, Maciej Łagiewski, Breslau 2019.

GENIALER LEITER DER „BRESLAUER SCHULE“

Der Maler Oskar Moll wurde vor 150 Jahren geboren

Thomas Maruck

Brieg an der Oder. Einer der Hauptorte des mittelalterlichen Schlesiens. Und aus jenen Jahrhunderten heraus strahlt es weiter in die Neuzeit hinein und glänzt geradezu blendend mit seinen Humanisten, Theologen, Architekten und Künstlern und vermag, zwischen den Metropolen Breslau und Krakau gelegen, eindrücklich auf sich aufmerksam zu machen. Ausgewogen zwischen Residenz der Liegnitz-Brieger Piasten (welch prächtiges Schloss!) und bürgerlichem Stolz (welch prächtiges Rathaus!) vermittelt es wundervoll restauriert noch heute, wer und was hier einst Heimat hatte. Freilich, jeglicher irdischer Glanz ist nicht ewig: Die Herrscher-Dynastie der sich zum Schluss christlich-reformiert bekennenden Piasten findet ausgerechnet hier ihr biologisches Ende und es setzt, Achtung Perspektivwechsel, die habsburgisch-katholische Version der Politik- und Weltsicht ein. Für das einfache Volk eine nicht leicht zu verdauende Zeitenwende, die wir heute so nicht mehr würden durchleben wollen. Immerhin be staunen wir noch das barocke Wunder der Kirche zum Heiligen Kreuz, nach der gotischen Stadtkirche St. Nicolai größtes Gotteshaus der Stadt. Wer Glanz und Tragik dieses Ortes durch- und überlebt hat, ist im besten Fall vorbereitet für die Widersprüche des Daseins, musikalisch ausgedrückt für ein Leben zwischen Dur und Moll.

Breslau, Schweiz, Berlin

In dieser großartigen Stadt wird am 21. Juli 1875 Oskar Moll als achttes von zehn Kindern einer Fabrikantenfamilie geboren. Vater Theodor Leopold (1824-1884) ist Mitinhaber der Lederfabrik F.W. Moll und stirbt,



Margarethe und Oskar Moll im Jahr 1906

Fotos: gemeinfrei

als Oskar erst zehn Jahre zählt und gerade die Schule in Hirschberg am Riesengebirge besucht. Mutter Henriette Marie (1844-1922) zieht alsbald nach Berlin, wo Oskar weiter aufwächst, sich jedoch ein schweres Nierenleiden ankündigt, das den Schulbesuch immer wieder unterbricht. Bei einer der ersten Nierenoperationen der Medizingeschichte wird ihm 1890 in Breslau die kranke Niere entfernt. Die Oderstadt wird auch in den beiden Folgejahren zu seinem Wohnort; Unterkunft findet er bei einem mit der Familie befreundeten Pastor. Hier legt er das Abitur ab. Ein Biologiestudium in Hannover, Basel und Genf schließt sich an. In der Schweiz entsteht sein erstes Gemälde: Die Fuchsfamilie.

Mit Abschluss des Studiums schwenkt er um, zieht 1897 nach Berlin, bezieht ein Atelier in der Kurfürstenstraße – und wird Maler. Was anfangs in seinem familiären Umfeld schwer zu vermitteln war, wird zu seiner Leidenschaft. Berlin und seine moderne Welt der Künstler um die Jahrhundertwende ziehen Moll an, der sich trotz zahlreicher intensiver Kontakte wesentlich als Autodidakt künstlerisch entfaltet. Mit Lovis Corinth (1858-1925) wird ihn bald eine engere Freundschaft verbinden. Moll über ihn: „Es war weniger die Korrektur von Corinth als vielmehr das Beispiel seiner Meisterschaft und seiner eigenartigen kraftvollen Persönlichkeit, die mir diese Zeit so wertvoll gemacht hat.“ Als ordentliches Mitglied der sich dem Impressionismus verschriebenen Gruppe Berliner Secession werden Ausstellungen im Salon von Paul Cassirer u.a. mit Edvard Munch zu ersten und weiteren Höhepunkten von Oskar Molls Laufbahn.

Ein geradezu geniales Künstlerehepaar

Eine Schülerin nimmt seit 1905 Unterricht bei ihm: Margarethe Haeffner (1884-1977), geboren in Mülhausen (heute Frankreich); sie heißt nach entsprechender Zeremonie in der Ringkirche zu Wiesbaden ein Jahr später Margarethe Moll. Bald bekannt und etabliert als Bildhauerin Marg Moll bilden beide lebenslang ein geradezu ideales Künstler-Ehepaar. Nach kurzer Zeit in Berliner Kreisen, zieht das junge Paar nach Paris, wo sie von Lyonel Feininger (1871-1956) in einen der vielen Künstlerkreise eingeführt werden, der Maler Hans Purrmann (1880-1966) stellt den sich bald als bedeutsam erweisenden Kontakt zu Henri Matisse (1869-1954) her. Die Frucht dieser Vernetzung der Künstler ist die Gründung der bald hoch frequentierten privaten Malerschule Académie Matisse, die 1908 bis 1911 auf Initiative Purrmanns und den Molls besteht. Marg und Oskar Moll sowie Mathilde und Hans Purrmann gelten als wichtige Katalysatoren der europäischen Avantgarde. Am 14. November 1908 wird Marg und Oskar Tochter Melita (1908-2003) in Berlin geboren. Die Kriegsjahre 1914-18 verbringen die Molls in Berlin mit stark reduzierter Reisetätigkeit, die beide bis dahin ausgezeichnet hatte.

Aus der Welt zurück in Schlesien

Der Auftakt zum eindrucklichsten Lebensabschnitt fällt in den Oktober des Jahres 1918, als auf Vorschlag von Akademiedirektor August Endell Oskar Moll zum Professor an die Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau, Kaiserin-Augusta-Platz 3, berufen wird. Während Marg Moll zunächst hochschwanger in Berlin bleibt, die zweite Tochter Brigitte (1918-2018) wird am Silvestertag geboren, schaut sich Oskar im Dezember nach einer entsprechenden Wohnung um.

Im März 1919 beziehen die Molls in Breslau am Schloßplatz 4/5 in einem stattlichen Haus eine großräumige Atelierwohnung, die bald eine bedeutsame private Kunstsammlung zieren wird. Das bis heute erhaltene Gebäude war das Geburtshaus des Nobelpreisträgers Max Born (1882-1970) unmittelbar neben dem Pfarrhaus der Dorotheenkirche und präsentiert sich gegenwärtig prächtig saniert als Max Born Forum, plac Wolności 4.

Noch im Frühjahr 1919 beginnt Oskar Moll als Leiter einer Malklasse und als Lehrer der Farbenlehre im Bereich „Angewandte Kunst“ an der Akademie seine Lehrtätigkeit, außerdem ist er bis 1930 zweiter Vorsitzender des Künstlerbundes Schlesien.

In den Jahren 1919 bis 1923 verbringt das Ehepaar Moll jeweils die Monate Juli und August im Kurort Wölfelsgrund am Fuße des Glatzer Schneegebirges und quartiert sich zumeist im Hotel „Gute Laune“ ein (heute Dom Wypoczynekowy „Leśnik“ w Międzygórzu). In der unmittelbaren Umgebung findet der Maler beliebte Motive für seine Bach-, Felsenschlucht- und Waldlandschaften. So wird der Wölfesfall zu einem häufigen Motiv. Auch in späteren Jahren ist der Kurort im Glatzer Land regelmäßig Ort künstlerischer und geistiger Zuflucht, zuletzt noch mehrfach 1941 und ein allerletztes Mal im Januar und Februar 1944.

Sieben „goldene Jahre“ der Breslauer Akademie

Doch zunächst warten ab Oktober 1925 noch sieben Jahre geradezu unbeschreiblichen Glücks für Breslaus Akademie – die Zeit von Molls Direktorat. Ja, es endet zum 1. April 1932 tragisch, als die Regierung



Alte Postkartenansicht von der Pension "Gute Laune" in Wölfelsgrund



Oskar Moll: Inge, Gemälde von 1930

in Berlin die Kunstakademie aus wirtschaftlichen Gründen schließt. Aber in den besagten Glücksjahren davor ist es Molls ruhige Art, die es gelingen lässt, die künstlerischen Charaktere des Lehrkörpers auszugleichen. Moll beruft namhaftes Personal – Breslau wird zur zentralen Werkstatt der Moderne in Deutschland. Die Architekten feiern ihr großes Jahr 1929 mit den Bauten der WuWa neben der Jahrhunderthalle. Hans Scharoun und Oskar Moll werden dabei enge Freunde, eine Verbindung, die in Kriegszeiten und danach noch bedeutsam werden wird. Eine umfassende Würdigung und das Aufzählen der berufenen Künstlerpersönlichkeiten kann an dieser Stelle nicht erfolgen, geschrieben wurde darüber zahlreich – hier empfiehlt sich u.a. ein Besuch des Schlesischen Museums zu Görlitz und entsprechender Einrichtungen in Regensburg und Königwinter bei Bonn.

In der gesamten Breslauer Zeit kommt es „nebenher“ immer wieder zu einer deutschlandweit regen Ausstellungstätigkeit, bei der Marg und Oskar Molls Werke gezeigt werden.

Im Juni 1932 verlassen die Molls Breslau in Richtung Düsseldorf, wo Oskar Moll eine Meisterklasse an der staatlichen Kunstakademie übernimmt bis ihn nach einem Jahr die nationalsozialistische Kulturbehörde entlässt, mit Ausstellungsverbot belegt und seine Kunst und die seiner Frau als „entartet“ verunglimpft. Eine Zeit der Zurückgezogenheit und der Umzug 1936 nach Berlin-Grunewald in ein von Hans Scharoun entworfenes Haus schließt sich an. Bis Ende 1943 wohnt das Künstler Ehepaar hier, ehe die Kriegssituation ein Verlassen Berlins ratsam werden lässt. Private Kunstwerke werden nach Heiligenstadt/Eichsfeld evakuiert und die Molls ziehen nach Brieg, zunächst in das elterliche Anwesen im Uferweg 4 (Nadbrzeźna).

Naziterror, Krieg, Flucht und Tod in Berlin

Am 20. Januar 1945 sieht Oskar Moll seine Heimatstadt ein letztes Mal. Das Ehepaar Moll geht auf die Flucht, die zunächst über Mankum/Westpriegnitz nach Altenweddingen bei Magdeburg führt. Am 1. Mai 1946 bringt sie ein LKW nach Berlin zurück, wo ihnen Hans Scharoun in der Zehlendorfer Querstraße 1 eine Wohnung vermitteln

konnte. Gerettete Kunstwerke kehren aus Heiligenstadt zurück und das Gartengrundstück und Gegenstände in der Wohnung inspirieren Oskar Moll noch zu einigen Stillleben. Nach dem Jahrzehnt der Verfernung kommt es zu einer größeren Ausstellung seiner Werke im Berliner Haus am Waldsee. Am 19. August 1947 stirbt Oskar Moll in Berlin 72-jährig an den Folgen einer Urämie und wird auf dem Zehlendorfer Friedhof beigesetzt. Seine Frau wird ihn noch dreißig Jahre überleben.

Oskar Molls Landschaften sind vor allem den farbigen Errungen-schaften des Impressionismus verbunden, sein Stillleben-Typ begegnet dem Betrachter häufig als Stillleben mit Blumen, Früchten, Krügen und Tassen; Stillleben am Fenster mit Landschaftsausschnitt, Skulpturen bilden dabei ein oft vorkommendes Requisit; meist handelt es sich um Plastiken von Henri Matisse oder Marg Moll.

In einem Brief an den aus Breslau gebürtigen Kunsthistoriker Ernst Scheyer (1900–1985) schreibt Oskar Moll im Sommer 1946: „Ich kann mich immer noch am Kleinen und Kleinsten erfreuen, ein Blumenstrauß, die wilde Weinranke, die eben an meinem Fenster entlang schwebt, genügen mir, um mich zu begeistern. Ich habe noch viel vor mir, um all die Schönheiten der Natur festzuhalten. ‚Aber große Vollen-dung, muß wie unzulänglich erscheinen, dann ist sie unendlich in ihrer Wirkung‘, eine chinesische Weisheit ... der ich gern nacheifere. Man muß die Phantasie des Beschauers anregen, er soll an der Gestaltung mithelfen, dann wird er sich vertiefen, und das Werk wird ihm nicht langweilig erscheinen. Eine schwere Aufgabe bleibt es halt immer, im richtigen Moment aufzuhören, das ist nicht nur beim Kunstwerk so, sondern auch beim Leben selbst.“

DAS MÄDCHEN „NAMENLOS“

Ernst Wiechert

Es war einmal ein armes Mädchen, das hieß bei allen Leuten „Namenlos“, denn es war eines Morgens am Ufer des Stromes gefunden worden, in einer aus Rohr geflochtenen Wiege, und es hatte nichts an als ein Hemd aus sehr feinem Linnen und eine dünne goldene Kette um den Hals, so dünn, als hätte eine Spinne sie über Nacht gewoben. Die Leute, die es fanden, sahen es mitleidig an, denn es war ein liebliches Kind, aber da es ganz arme Fischer waren, so trugen sie es zum Vogt des Königs, und dieser bestimmte, dass es zu einer Witwe gebracht wurde, die lebte allein in der Heide und hatte schon hier und da ein Findelkind aufgezogen.

Da bedauerten die Leute das Kind, denn die Frau war als böse und hartherzig bekannt, aber obwohl sie es dem Vogt vorstellten, blieb dieser bei seinem Befehl, denn es war ihm nichts daran gelegen, ob es Findelkindern gut oder böse erging.

So wurde denn „Namenlos“ zu der Frau gebracht, und als diese das feingesponnene Hemd und die goldene Kette erblickte, war sie gleich bereit, das Kind zu nehmen, denn sie meinte, dass es von vornehmer Abkunft sei, und dass sie vielleicht in der Zukunft reichen Lohn gewinnen könnte, wenn die Eltern oder Anverwandte sich einmal seiner erinnerten. Schickte also die Leute nach Hause, nahm dem Kind sogleich Kette und Hemd ab und hüllte es in ein paar Lumpen, die sie in der Kammer fand.

Da wuchs nun „Namenlos“ auf und würde wohl frühzeitig verdorben und gestorben sein, wenn nicht der alte Knecht gewesen wäre, den die Frau für ihre Schafe und ihren kleinen Acker hielt, und der auch einmal namenlos an ihre Tür geklopft hatte, nur um ein Obdach und etwas Nahrung zu finden. Der trug von Anbeginn an in seinem einfältigen Herzen eine große Liebe zu dem Kinde, wachte darüber, dass es nicht zu Schaden kam, dass es nicht zu großen Hunger litt und dass ab und zu ein bisschen Freude in den blauen Augen aufleuchtete, wenn er ihm ein Spielzeug schnitzte oder eine Muschel vom Strom brachte. Und als

es schon reden konnte und verständiger geworden war, nahm er es gern am Sonntag auf die Schulter, trug es in den Wald und wies ihm dort Tiere und Kräuter. Oder saß mit ihm am stillen Strom, lockte die Fische mit seinem sanften Pfeifen, schnitt ihr Flöten aus Weidenrinde und erzählte ihr alles, was in seinem einfältigen Herzen vor sich ging.

Er war klein, mit breiten Schultern und langen Armen, und sah eher wie ein Waldkobold aus als wie ein alter Mann. Aber für „Namenlos“ war er das Schönste, was sie kannte, eine Zuflucht in aller Not, ein Licht im Dunkeln, und sie liebte ihn zärtlicher als alles in der Welt. „Warte nur, Marti“, sagte sie, denn so nannte sie ihn, „bis meine Mutter mich holen kommt! Dann sollst du immer einen weißen Lammpelz tragen und rote Stiefel an den Füßen und sollst auf einer silbernen Flöte blasen und dicht an meinem Feuer sitzen. So gut bist du zu mir gewesen.“

Dann sah er sie bekümmert von der Seite an, lächelte ein bisschen und sagte wohl: „Ach, du armer Wurm, wer soll dich denn wohl holen in der Welt, wenn sie dich schon einmal ausgesetzt haben wie ein Kuckuckskind?“

Aber sie blickte mit ihren blauen Augen still in die Ferne und wiederholte nur: „Warte nur, Marti, warte nur!“

Da ließ er sie bei ihrem kindlichen Glauben und sah nur zu, dass ihr nicht zu viel Ungemach geschah. Und so still und bescheiden er sonst war, so konnte er zornig werden wie ein Wolf, wenn das böse Weib die Hand gegen das wehrlose Kind aufhob. Und als er einmal dazu kam, wie „Namenlos“ in einem Winkel auf Erbsen knien musste, weil sie einen irdenen Teller hatte fallen lassen, ergriff er mit seinen langen Armen das Weib um die Mitte und setzte es in einen Topf auf die heiße Herdplatte. „Da schmore nun, du Hexenbesen“, sagte er, „bis du Blasen bekommst! Und rührst du noch einmal das Kind an, so will ich dich dort halten, bis du gar geworden bist.“

Das Weib schrie, denn ihre Röcke begannen schon zu sengen, und „Namenlos“ musste ihn flehentlich bitten, bis er es wieder herunterhob.

Von da ab geschah dem Kinde nichts, aber was die Frau an kleinen Quälereien sich ausdenken konnte, das bescherte sie ihm reichlich, und „Namenlos“ fürchtete sich, es dem Knecht zu sagen, damit kein Unglück geschähe.

So trug sie ihr Päckchen Herzeleid, hütete die Schafe, jätete das Unkraut im Garten und sammelte Beeren im Walde und auf dem Moor, die die Frau dann verkaufte. Das Leben war ihr trotz allem Ungemach nicht leid, solange der alte Knecht da war und solange sie auf der Heide sitzen und singen konnte. Denn als sie älter geworden war, zeigte sich, dass in ihrer jungen Stimme ein wunderbarer Zauber lag, so groß, dass die Menschen von ferne sich herbeischlichen und lauschten, dass die Schafe zu weiden aufhörten und die Vögel in ihren Liedern verstummten. Es klang so süß und traurig, als singe eine arme Seele vor der Himmelstür, und der alte Knecht, wenn er sie aus der Ferne hörte, ließ seinen Pflug stehen oder seine Holzaxt sinken, fiel auf seine alten Knie und meinte, dass ein Engel aus dem Paradiese über die arme Welt gehe, um die Erde wieder zu erlösen von Fluch und Sünde.

„Bin nicht klein und bin nicht groß,
ward gefunden nackt und bloß,
heiße nichts als ‚Namenlos‘.“

So sang sie vor sich hin, und die Pechsammler in den Wäldern, die Kräuterfrauen und die armen sammelnden Kinder hielten den Atem an, falteten die Hände und flüsterten leise: „Das Findelkind singt.“

Das Weib in der Hütte aber warf die Herdringe durcheinander, dass sie klapperten, und fluchte vor sich hin. „Du Hexenbrut“, sagte es, „wie man dich gefunden hat, so wird man dich auch begraben, nackt und bloß!“

So gingen die Jahre, mit Sommer und Winter, mit Blumen und Schnee, und „Namenlos“ war eine Jungfrau geworden, schöner als alle, die die Leute je gesehen hatten. Und der Knecht hatte nun schon einen grauen Haarschopf über der Stirn und schien noch kleiner und breiter geworden, aber seine Liebe zu „Namenlos“ war immer noch die gleiche. Nur die Frau war unverändert, außer, dass sie noch böser geworden war, weil keine Königin oder Fee sich zeigen wollte, um das Kind zu holen und sie selbst mit Schätzen zu überhäufen.

Eines Morgens aber kam der alte Knecht ganz aufgeregt in den Schafstall. „Es hat mir etwas geträumt, ‚Namenlos‘“, sagte er.

Das Mädchen lächelte. „Und was hat dir denn geträumt, Marti?“ fragte es.

„Es hat mir geträumt: auf der Heide stand eine blaue Blume, die blühte allein auf der weiten Flur, und blühte so herrlich, dass der ganze Himmel blau war von ihrem Widerschein. Und da kam eine Biene geflogen, quer über die Heide, und sie war aus reinem Gold, so dass die ganze Heide von ihr leuchtete. Und sie ließ sich auf der Blume nieder und trank ihren Honig, und als sie fortflug, tropfte ihr Honig über die ganze Heide und es lag wie große Sonnenflecken auf dem Heidekraut.“

Da lächelte das Mädchen wieder und sagte: „Das war ein schöner Traum, Marti, aber nun muss ich die Schafe austreiben, sonst gibt es Schelte.“

Und weiter geschah nichts.

Am nächsten Morgen aber kam der Knecht noch aufgeregter in den Schafstall. „Es hat mir wieder etwas geträumt, Namenlos“ sagte er.

Das Mädchen lächelte. „Du wirst alt, Marti“, sagte es, „und so kommen die Träume zu dir.“

„Nein, nein“, sagte er, „nun höre mir nur zu.“

Das Mädchen setzte sich auf den niedrigen Schemel, und der Knecht erzählte.

„Es hat mir geträumt: auf der Heide lag ein Edelstein, der leuchtete in allen Farben. Und er leuchtete so herrlich, dass die ganze Heide davon erfüllt war, wie von Tau, auf den die Sonne scheint. Und da kam eine Schlange über die Heide, die war ganz aus Gold, und sie nahm den Edelstein in ihren Mund und glitt wieder durch das Kraut zurück in den Wald, und wo ihre Spur war, da lag es wie ein funkelnendes Band über der ganzen Heide.“

Da lächelte „Namenlos“ und sagte: „Das war ein schöner Traum, Marti. Aber du träumst nun so viel von Gold und Edelsteinen, dass du wohl einen Schatz finden wirst, wenn du den Acker pflügst. Und nun öffne das Tor, dass ich die Schafe austreiben kann.“

Und weiter geschah nichts.

Wieder am nächsten Morgen aber kam der Knecht ganz verstört in den Stall und sagte: „Namenlos, es hat mich wieder etwas geträumt!“

Da streichelte das Mädchen ihm über die alten Wangen und sagte: „Ich weiß nun nicht, ob die guten oder die bösen Geister zu dir kom-

men in der Nacht, Marti. Aber sie sollen dich nicht plagen, sondern dir deinen Schlaf gönnen.“

„Nein, nein“, sagte der Knecht, „nun höre mir nur zu.“ Das Mädchen setzte sich wieder auf den Schemel, und der Knecht erzählte.

„Es hat mir geträumt: auf der Heide lag ein junges, weißes Lamm, das war so weiß wie Schnee, und ich musste die Hand vor die Augen halten, so sehr blendete es mich. Und da kam ein Adler über die Heide geflogen, dessen Gefieder war wie reines Silber, und er trug eine kleine goldene Krone auf dem Haupt. Der nahm das Lamm in seine Fänge, aber ganz behutsam, und bevor er es nahm, setzte er ihm die Krone auf das Haupt. Und dann flog er mit dem Lamm davon, hoch in den blauen Himmel hinauf, und sie leuchteten beide, als ob eine zweite Sonne über den Himmel zog.“

Da lächelte „Namenlos“ und sagte: „Das war der schönste Traum, Marti, und vielleicht warst du der Adler und ich das Lamm, und wir beide werden sterben und in den Himmel gehen.“

Aber der Knecht schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, Namenlos' es bedeutet etwas anderes, du wirst es schon sehen.“

Und damit öffnete er das Tor, damit sie die Schafe austreiben konnte.

Und wieder geschah weiter nichts.

Am nächsten Tage aber ging ein kalter Wind über die Heide, und „Namenlos“ hatte den groben Mantel über die Schulter gelegt, den der Knecht ihr von seinem kleinen Verdienst geschenkt hatte, denn es fror sie in ihrem dünnen Kleid.

Und wie sie so saß und den Regen von fern über den Wald kommen sah, und leise vor sich hin sang, sah sie eine fremde Frau über die Heide kommen, die war alt, aber immer noch schön, und ihr Kleid war dünn und zerschlissen. Und „Namenlos“ sah, wie sie fror in dem kalten Wind.

Die Frau kam bis zu ihr heran, grüßte sie mit einem traurigen Lächeln und sagte: „Liebes Kind, es friert mich so sehr. Könntest du mir wohl deinen Mantel geben, damit ich es ein bisschen warm habe?“

Da nahm „Namenlos“ den Mantel von ihren Schultern, reichte ihn der Frau und sagte: „So wie Marti sich meiner erbarmt hat, so muss ich mich wohl auch deiner erbarmen.“

Und die Frau nahm den Mantel, hing ihn um die Schultern, dankte dem Mädchen und ging davon.

„Namenlos“ aber lockte die Schafe zu sich, schmiegte sich an ihre warmen Leiber und blieb so den Tag über in ihre Gedanken versunken.

Am Abend fragte der Knecht sie nach dem Mantel, und sie erzählte ihm, was ihr begegnet war. „Siehst du, ‚Namenlos‘“, sagte er, „nun weiß ich, was mir geträumt hat.“

Aber sie lachte ihn aus und schürte das Torfffeuer, denn die Frau war noch über Land, und sie waren allein in der Küche.

Am nächsten Tage aber ging der Wind noch kälter über die Heide, und es fror das Mädchen sehr in seinem dünnen Kleid. „Wenn nun heute jemand käme“, dachte es, „würde ich nichts mehr abzugeben haben und traurig sein.“

Aber nach einer Weile kam ein fremdes Mädchen über die Heide gegangen, das war noch jung und sehr schön, und es hatte nichts an als ein langes, weißes Hemd, das trieb der Wind um seine schmalen Glieder, und das Mädchen zitterte vor Frost.

Als die Jungfrau zu „Namenlos“ herangekommen war, grüßte sie mit einem traurigen Lächeln und sagte: „Liebe Schwester, es friert mich so sehr. Könntest du mir wohl dein Kleid geben, damit ich es ein bisschen warm habe?“

Da zog „Namenlos“ ihr altes Kleid aus, reichte es dem Mädchen und sagte: „So wie die Sonne sich meiner erbarmen wird, so muss ich mich wohl auch deiner erbarmen.“

Und die Jungfrau nahm das Kleid, zog es über ihr Hemd, dankte dem Mädchen und ging davon.

„Namenlos“ aber verbarg sich unter ihren Schafen, kniete dort frierend bis zur Dunkelheit und ging dann heim. Sie nahm eine alte Decke des Knechtes um ihre Schultern und saß zitternd vor dem Herdfeuer, denn die Frau war wieder nicht daheim.

Als der Knecht eintrat und sich wunderte, erzählte sie ihm, was ihr begegnet war. Er ließ das Feuer in seiner Pfeife ausgehen, schüttelte den Kopf und sagte: „Ach Namenlos, weißt du jetzt endlich, was mir geträumt hat?“

Aber sie lachte ihn wieder aus und schürte das Feuer. „Wenn nun morgen jemand kommt“, sagte sie scherzend, „dann ist der Traum zu Ende, denn ich habe nichts mehr, was ich verschenken könnte.“

Am nächsten Tage aber blies der Wind noch kälter als zuvor, und „Namenlos“ fror und zitterte in ihrem dünnen Hemde und drückte sich an den Stamm der alten Birke, deren Blätter sich schon golden färbten, denn es war schon spät im Jahr. „Ach, lieber Gott“, betete sie, „lass doch heute niemanden kommen, damit ich nicht ganz erstarre!“

Aber kaum dass sie es gesagt hatte, sah sie ein Kind über die Heide kommen, das war noch klein und ganz nackt, und sie schrie auf vor Erbarmen, als sie sah, wie der Wind es vor sich hertrieb. Und als das Kind vor ihr stand, grüßte es mit einem traurigem Lächeln und sagte: „Liebste Muhme, es friert mich so sehr, könntest du mir wohl dein Hemd geben, dass ich es ein bisschen warm habe?“

Da riss sich „Namenlos“ das Hemd von den Schultern, hüllte das Kind ein und wollte es an ihrem Herzen wärmen. „Und wenn sich niemand meiner erbarmt,“ sagte sie, „so will ich mich doch deiner erbarmen.“

Das Kind aber entzog sich sanft ihren Händen, dankte ihr und ging davon.

Da stand „Namenlos“ nun und schämte sich sehr, und als sie sich umsah, um etwas zu finden, womit sie ihre Blöße bedecken könnte, blieb ihr das Herz stehen, denn aus dem Walde kam langsam ein goldener Zug geritten, der leuchtete in allen Farben, und Schwerter schimmerten, und Satteldecken leuchteten, und es war, als ginge unter Sturm und Regen eine neue Sonne auf.

Da fiel sie auf die Knie nieder, weinte herzerbrechend und rief: „Habe ich das denn um euch verdient, dass ihr mir alles genommen habt, nur um mich hier in Schanden vergehen zu lassen?“

Und als sie es gesagt hatte, teilten sich plötzlich die dunklen Wolken, die Sonne brach heraus, und ein letzter Windstoß fuhr in die alte Birke und schüttelte die goldenen Blätter wie einen Regen herab. Und sie fielen so dicht über „Namenlos“, dass sie die Hände vor die Augen halten musste, und als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie, dass alle Birkenblätter sich in Gold verwandelt hatten und zu einem Kleid

geworden waren, das hing ihr so dicht und leuchtend um die Schultern und war so weich wie die weichste Seide.

Da fiel sie auf die Knie, lehnte ihre Stirn an den Stamm der Birke und dankte dem alten Baum, dass er sie vor Schande bewahrt hatte.

Und wie sie so kniete, hörte sie die Hufe der Pferde immer näherkommen und endlich bei ihr anhalten, und sie hörte, dass jemand aus dem Sattel stieg und fühlte, wie ihre Schulter ganz leise angerührt wurde.

„Zeige mir dein Angesicht“, sagte eine sanfte Stimme.

Da hob „Namenlos“ den Kopf und sah einen schönen Jüngling vor sich stehen, der war so prächtig gekleidet, dass er wohl ein Königssohn sein mochte.

„Ich habe eine Frau angetroffen“, sagte er und sah sie immerzu an, „die trug einen alten Mantel und hieß mich die Hirtin suchen, der der Mantel gehörte.“

Da suchten wir einen Tag lang nach dir. Und dann traf ich eine Jungfrau, die trug ein altes Kleid, und hieß mich die Barmherzige suchen, die lieber frieren wollte, als andere in Not lassen.

Da suchten wir einen Tag lang nach dir. Und dann traf ich ein Kind, das trug ein grobes Hemd und hieß mich die Gnadenreiche suchen, die nackt und bloß zurückgeblieben sei, um ein Kind zu wärmen. Und so will ich niemanden anders über mein Volk setzen als eine arme Magd, die barmherzig und gnadenreich zu den Armen ist, und will dich fragen, ob ich dich auf mein Pferd heben und mit mir nehmen darf.“

„So weiß ich nun wohl“, sagte „Namenlos“, „was der Knecht geträumt hat. Und ich will dir folgen, wohin du willst, wenn du ihn mit dir nimmst und ihm einen Pelz aus weißen Lammfellen und ein paar rote Stiefel schenkst. Denn das habe ich ihm versprochen, und er ist der Einzige, der gut und liebevoll zu mir gewesen ist.“

Das ließ der Königssohn sich alles erzählen, hob sie vor sich auf sein Pferd, und sie ritten alle zu der Hütte, wo der Knecht einen neuen Zaunpfahl in die Erde grub.

Zuerst ließ er die Axt fallen und rieb sich die alten Augen, und als „Namenlos“ vom Pferde glitt und in ihrem goldenen Kleid zu ihm trat, fiel er auf die Knie nieder und sagte: „Du liebe Königin, wirst du nun noch einmal über meine Träume lachen?“

Da küsste sie ihn, und der Königssohn reichte ihm selbst den weißen Pelz und die roten Stiefel.

Die Frau aber stand voller Furcht hinter der Hüttentür, und wenn sie gekonnt hätte, würde sie alles mit Feuer verschlungen haben, den herrlichen Zug und den Königssohn, den alten Knecht und vor allen Dingen das Findelkind.

Der Königssohn aber ließ sie an den Steigbügel eines der Saumpferde binden und sagte: „Es ist besser, du ziehst keine Findelkinder mehr auf, und es wird dir guttun, den Ofen zu heizen, an dem unser guter Knecht seinen Feierabend haben soll.“

Und dann hob er „Namenlos“ wieder vor sich auf den Sattel, und die Sonne schien, und die Vögel sangen, und die Schafe drängten sich fröhlich zusammen und folgten ihrer Hirtin, die nun eine Königin werden sollte.

Aus Ernst Wiechert „Der Richter – Erzählungen und Märchen“, Verlag von Velhagen & Klasing, 1951



ADRESSEN UND
ANSPRECHPARTNER



VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VDG)

ul. Słowackiego 10, 45-364 Opole

Tel.: +48 77 454 78 78

Tel./Fax: +48 77 453 85 078

E-Mail: biuro@vdg.pl, vdg@vdg.pl

www.vdg.pl

Vorsitzender: Rafał Bartek

STÄNDIGE MITGLIEDER

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen im Oppelner Schlesien

Tel.: 77/402 10 70, Fax: 77/423 02 62

E-Mail: tskn@skgd.pl, www.skgd.pl

Vorsitzender: Rafał Bartek

Deutscher Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien

Wczasowa 3, Racibórz, Polska

Tel./Fax.: 32/415 51 18

E-Mail: biuro@dfkschlesien.pl, www.dfkschlesien.pl

Vorsitzender: Marcin Lippa

Verband der Deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren

Mikołaja Kopernika 13/4, 11-041 Olsztyn, Polska

Tel./Fax: 89/523 56 80

E-Mail: biuro@zsnwim.eu, www.zsnwim.eu

Vorsitzender: Henryk Hoch

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Westpommern

Dworcowa 19, 70-206 Szczecin, Polska

Tel./Fax: 91/433 74 93

E-Mail: tskmn-szczecin@o2.pl

Vorsitzender: Thomas Krause

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Schneidemühl

11 Listopada 3a, 64-920 Piła, Polska
Tel./Fax: 67/213 54 94
E-Mail: ntsk.pila@gmail.com
Vorsitzender: Edwin Kemnitz

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Grünberg

Stefana Żeromskiego 16A, Zielona Góra, Polska
Tel.: 501 723 253
E-Mail: biuro-zgora@tskmn2.pl, www.tskmn.pl
Vorsitzender: Bartłomiej Cyganek

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau

Saperów 12, Wrocław, Polska
Tel./Fax: 71/361 62 06
E-Mail: biuro@ntks.pl, www.ntks.pl
Vorsitzende: Krystyna Kadlewicz

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

Partyzantów 3, Olsztyn, Polska
Partyzantów 3, 10-522 Olsztyn, Polska
Tel./Fax: 89/523 69 90, 535 39 31
E-Mail: biuro@agdm.pl, www.agdm.pl
Vorsitzender: Piotr Dukat

Neidenburger Gesellschaft der Deutschen Minderheit

Zamkowa 5, Nidzica, Polska skr. pocztowa 26
E-Mail: nidzica.nsmn@gmail.com
Vorsitzende: Sabina Reguła

Bund der Deutschen Minderheit in Konitz

31 Stycznia 14, Chojnice, Polska
Tel.: 52/ 396 09 30
E-Mail: marzenaherz@gmail.com
Vorsitzende: Marzena Leszczyńska

DFK/Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Waldenburg

Lubelska 1, Wałbrzych, Polska
Tel./Fax: 74/842 51 05
E-Mail: ntsk2003@wp.pl, www.ntsk.pl
Vorsitzende: Dorota Stempowska

DFK/Deutsche sozial-kulturelle Gesellschaft in Glatz

Łukasińskiego 11, Kłodzko, Polska

Tel.: 74/871 43 61

E-Mail: hulbrich75@gmail.com

Vorsitzender: Horst Ulbrich

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft

Jaworzyńska 55/3, 59-220 Legnica, Polska

Tel./Fax.: 76/854 60 22

E-Mail: daamianstefaniak@gmail.com

Vorsitzender: Damian Stefaniak

Gesellschaft der Deutschen Minderheit

Żmudzka 72, 85-028 Bydgoszcz, Polska

Tel.: 52/342 96 33

E-Mail: poczta@tmn.bydgoszcz.pl, www.tmn.bydgoszcz.pl

Vorsitzender: Bogusław Hoffmann

Gesellschaft der Bevölkerung Deutscher Abstammung in Graudenz

Korcza 25, 86-308 Grudziądz 10, Polska, skr. poczt. 3

Tel.: 56/463 44 80

E-Mail: andrzej56-16@tlen.pl

Vorsitzender: Andrzej Gehrke

Gesellschaft der deutschen Minderheit Stadt Marienburg und Umgebung

Aleja Armii Krajowej 68, 82-200 Malbork, Polska

Postanschrift: skr. poczt. 72, 82-200 Malbork 1

E-Mail: smnm2017@onet.eu

Vorsitzender: Marek Kremp

Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Vaterland“ in Westpreußen**Marienwerder-Stuhm**

Odrowskiego 10, Kwidzyn, Polska

Tel./Fax: 55/ 27 97 300

E-Mail: ojczyzna-kwidzyn@wp.pl

Vorsitzender: Jerzy Guziewicz

Sozial-Kultureller Bund der deutschen Minderheit

Kołobrzaska 3, Świdwin, Polska

Tel./Fax: 94/365 43 96

E-Mail: lilia-przepiorka@wp.pl

Vorsitzende: Lilia Przepiorka

Stolper Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung, Stolp in Pommern

Rybacka 5A, Słupsk, Polska
Tel./Fax: 59/ 84 52 002
E-Mail: detlefrach@gmail.com
Vorsitzender: Detlef Rach

Deutsche Gemeinschaft „Versöhnung und Zukunft“

Sienkiewicza 23, Katowice, Polska
Tel.: 32/25 11 654, Fax: 32/20 25 156
E-Mail: deutshegem@tlen.pl, www.deushegem.eu
Vorsitzender: Dietmar Brehmer

Bund der deutschen Minderheit in Dirschau

1 Maja 10, Tczew, Polska
Tel.: 606 279 853
E-Mail: krystyna-jakubanes@wp.pl
Vorsitzende: Krystyna Jakubanes

Bund der deutschen Bevölkerung in Gdingen

Admirała Józefa Unruga 85, 81-153 Gdynia, Polska
Tel.: 668 067 991
E-Mail: gdingenbund@wp.pl, benedykt.reszka@wp.pl
Vorsitzender: Benedykt Reszka

Bund der Bevölkerung deutscher Abstammung in Stuhm

Reja 17, 82-400 Sztum, Polska, skr. poczt. 85
Tel.: 606 462 928
E-Mail: helkro@wp.pl
Vorsitzender: Helmut Kropidłowski

Bund der deutschen Minderheit in Lauenburg

Aleja Wolności 22, Lębork, Polska
Tel.: 789 240 086
E-Mail: zmnleborg@onet.pl
Vorsitzende: Irena Hirsch

ASSOZIIERTE MITGLIEDER

Bund der Jugend der deutschen Minderheit

Marii Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Polska

Tel./Fax.: 77/44 16 205, 77/44 16 206

E-Mail: biuro@bjdm.eu, www.bjdm.eu

Vorsitzende: Paulina Widera

Schlesischer Bauernverband

Powstańców Śląskich 25, Opole, Polska

Tel./Fax: 77/454 31 44

E-Mail: biuro@silesia.agro.pl, www.silesia.agro.pl

Vorsitzender: Bernard Dembczak

Verein Schlesischer Landfrauen

Zamkowa 42, Walce, Polska

Tel.: 77/4660121

E-Mail: mariazmijaglombik@wp.pl

Vorsitzende: Maria Żmija-Glombik

Deutsche Bildungsgesellschaft

Marii Konopnickiej 6, Opole, Polska

Tel./Fax: 77/413 09 78

E-Mail: dbg@bildung.pl, www.bildung.pl

Vorsitzender: Waldemar Gielzok

Wohltätigkeitsgesellschaft der Deutschen in Schlesien

Juliusza Słowackiego 10, Opole, Polska

Tel./Fax: 77/454 55 25

E-Mail: biuro@tdns.org.pl, www.tdns.org.pl

Vorsitzender: Henryk Steinhoff

Oberschlesisches Eichendorff-Kultur- und Begegnungszentrum in Lubowitz

Zamkowa 3, Łubowice, Polska

Tel.: 32/414 92 08, Fax.: 32/410 66 02

E-Mail: eichendorffzentrum@wp.pl, www.eichendorff.pl

Vorsitzender: Marcin Lippa

AV Salia-Silesia Gleiwitz zu Oppeln im CV

Hlouszka 12, 45-772 Opole, Polska

Tel.: 693 809 376

E-Mail: x@salia-silesia.eu, www.salia-silesia.eu

Vorsitzender: Robert Piosek

Verein Pro Liberis Silesiae

Ozimska 55, Raszowa, Polska

Tel.: 77/464 42 78

E-Mail: pro_liberis_silesiae@onet.eu, www.edukacja-raszowa.eu

Vorsitzende: Dr. Małgorzata Wyszak

Verein der Bibliotheken, Medien, Kultur und Wissenschaft

Szpitalna 7A, Opole, Polska

Tel.: 77/44 11 336

E-Mail: biblioteka@cbje.pl, sekretariat@cbje.pl, www.cbje.pl

Vorsitzender: Pfarrer Dr. Piotr Tarlinski

Bildungsgesellschaft Cosel-Rogau

Złotnicza 10, Kędzierzyn-Koźle, Polska

Tel.: 77 4852 15 71

E-Mail: sekretariat@pzpskk.pl

Vorsitzende: Dr. Gabriela Jelitto-Piechulik

Eichendorff-Konversatorium

Miodowa 1, 46-020 Opole, Polska

E-Mail: konversatorium.eichendorffa@gmail.com

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. habil. Sebastian Fikus

Forschungszentrum der Deutschen Minderheit

Szpitalna 7A, Opole, Polska

Tel: 532 153 005

E-Mail: biuro@fzentrum.pl, www.fzentrum.pl

Vorstandsvorsitzender: Dr. Michał Matheja

Verein für kreative Bildung

Sierakowska 1, Gosławice, Polska

Tel. 34 350 61 32

E-Mail: martina.k@onet.pl, zsp.goslawice@onet.eu

Vorsitzende: Martina Osuchowski

Wirtschaftskammer Schlesien

Wrocławska 133, Opole, Polska

Tel.: 77 453 84 84

E-Mail: info@igsilesia.pl, www.igsilesia.pl

Vorsitzender: Waldemar Mazur

Verein zur Entwicklung des Dorfes Grodzisko**- Nichtöffentliche Schule in Grodzisko**

Główna 35, Grodzisko, Polska

Tel.: 77/463 64 92

E-Mail: nspg@op.pl, www.nspgrodzisko.edu.pl

Vorsitzende: Agnieszka Kała

■ ■ ■ ■ ■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **VdG**

Impressum:

Produktion: Senfkorn Verlag, Görlitz

Redaktion: Joanna Hassa, Anna Scześniok, Maria Smarzoch, Thomas Maruck,
Alfred Theisen

Satz und Layout: www.adrem.jgora.pl

Druck: SAXOPRINT, Dresden

Abbildungen auf dem Umschlag

Titelseite:

Treffen mit Katarzyna Lubnauer, der stellvertretenden Bildungsministerin. V.l. Ryszard Galla,
Katarzyna Lubnauer, Rafał Bartek, Bernard Gaida, Joanna Hassa Foto: VdG

Projekt „DFK Kreis Ratibor feiert deutsche Herbsttraditionen - Treffen“ Foto: DFK-Ratibor

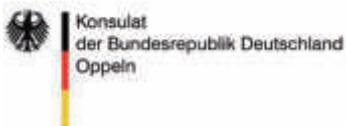
Rückseite:

Naturwerkstatt der deutschen Minderheit für Kinder und Jugendliche in Ziegenhals Foto: SKGD

55. Verbandsratssitzung des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen
(VdG) auf dem Sankt Annaberg Foto: VdG

Herausgegeben vom Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), Oppeln, Dezember 2024

Diese Publikation wurde dank der finanziellen Unterstützung des Konsulates
der Bundesrepublik Deutschland in Oppeln realisiert



Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	5
Kalender	8
Liedgut	20
Jahrestage	26
Persönlichkeiten	30
Rückblick 2024.	32
Verein Pro Liberis Silesiae feierte 15. Geburtstag	32
Gdingen/Gdynia: Drei Premieren zu einem Termin	37
30 Jahre Verein Schlesischer Landfrauen	41
30 Jahre Neidenburger Gesellschaft der deutschen Minderheit.	44
Starke Unterstützung aus Thüringen	48
Rückblick auf EUROPEADA 2024	51
Erfolgreiches 10. Internationales Sommercamp 2024.	57
Erfolgreiches Projekt Jugendbox	60
Runder Tisch der Universität Oppeln.	63
Rückgabe wertvoller Kirchenglocken	67
Interview mit Rafał Bartek zum Deutschunterricht	70
Republik Polen ehrt Horst Ulbrich	75
In memoriam	77
Steffi Wróbel	78
Prälat Wolfgang Globisch.	82
Friedrich Petrach	86
Helmut Sauer.	88
Vor 80 Jahren: Die Tragödie der Deutschen im Osten	90
900 Jahre Kloster Leubus – Mutter der schlesischen Klöster	110
Pater Marian Arndt, Seelsorger der Deutschen in Niederschlesien	123
Die Aktualität des Dichters Ernst Wiechert	135
Vor 150 Jahren wurde der Schlesier Paul Löbe geboren	144
Vor 100 Jahren starb der Maler Lovis Corinth.	110
Vor 200 Jahren wurde Ferdinand Lassalle geboren	160
Der Maler Oskar Moll wurde vor 150 Jahren geboren	167
Das Mädchen „Namenlos“, Märchen von Ernst Wiechert	175
Adressen und Ansprechpartner	185

